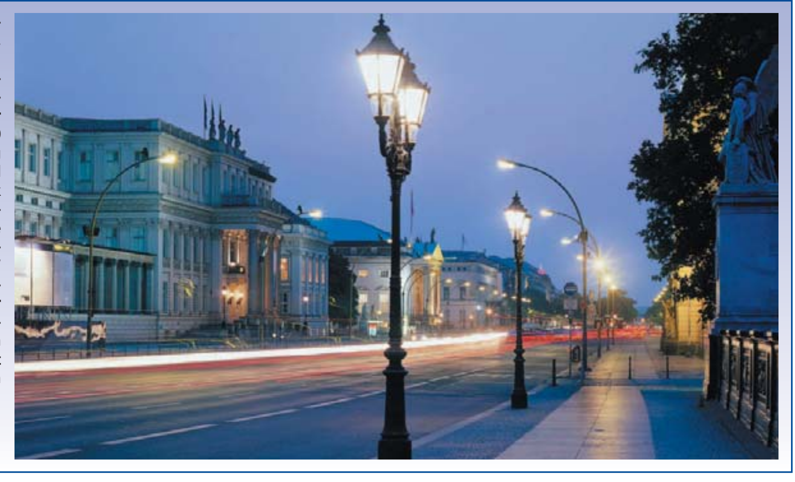
Preußische Allgemeine Zeitung

Das Ostpreußenblatt

Nr. 5 – 4. Februar 2006 UNABHÄNGIGE WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND C5524 - PVST. Gebühr bezahlt



Berlins feinste Adresse: Kronprinzenpalais, Unter den Linden 3. In diesem auch zeitgeschichtlich bedeutsamen Bauwerk – hier wurde im August 1990 der Einigungsvertrag zwischen der DDR und der Bundesrepublik Deutschland unterzeichnet – kann die Stiftung „Zentrum gegen Vertreibungen“ sich und ihre Konzeption erstmals einer breiteren Öffentlichkeit präsentieren (ausführlicher Bericht auf dieser Seite unten „Erzwungene Wege“).

Die rat-losen Deutschen

Im Europarat glänzen unsere Volksvertreter durch demonstratives Desinteresse

Wenn man von Europa spricht (oder auch auf Europa schimpft), denkt man in aller Regel nicht gerade an den Europarat. Diese älteste europäische Institution, gegründet von zehn Staaten am 5. Mai 1949, agiert meist im Schatten der öffentlichen Wahrnehmung, was bei bestimmten Gelegenheiten außerordentlich bedauerlich ist.

Zum Beispiel am Mittwoch der vergangenen Woche: Auf der Tagesordnung stand die Beratung des Dokuments 10765 („International condemnation of the crimes of totalitarian communist regimes/condamnation internationale des crimes des régimes communistes totalitaires“). Eine deutsche Übersetzung des – inzwischen bei geringfügigen Änderungen beschlossenen – Dokuments lag und liegt nicht vor – offenkundig gab es daran keinerlei Interesse.

So ergriffen denn im Palais d'Europe zu Straßburg insgesamt 63 Debattenredner das Wort zum Thema „Verurteilung der Verbrechen totalitärer kommunistischer Regime“ – die 18 deutschen Delegierten der Parlamentarischen Versammlung des Europarats hingegen machten durch konsequente Sprach- und Ratlosigkeit auf sich aufmerksam.

Umso engagierter beteiligten sich Vertreter der ehemals kommunistischen, erst seit den 90er Jahren dem Europarat angehörigen Staaten an der kontroversen Debatte. Insbesondere die Delegierten aus den drei baltischen Republiken hinterließen mit ihren Redebeiträgen einen tiefen Eindruck. Eher befremdlich hingegen wirkten Beiträge aus Ländern wie Griechenland; letztlich bestätigte sich wieder einmal die These, daß die glühendsten Verehrer von Karl Marx außerhalb des Machtbereichs real existierender Marxisten anzutreffen sind.

Vehement, wenngleich nicht überaus erfolgreich, wehrten sich die Repräsentanten diverser postkommunistischer Wendeparteien gegen das Ansinnen, in der Resolution auch zu mißbilligen, daß viele eben dieser Parteien sich bis heute nicht glaubwürdig von den Verbrechen der früheren totalitären Regime distanziert haben – Verbrechen, an denen sie selbst, wenn auch unter anderen Namen, aktiv beteiligt waren.

Und dabei geht es nicht um „Kleinigkeiten“. Massive Menschenrechtsverletzungen waren, so der Resolutionstext, geradezu das Charakteristikum der totalitären kommunistischen Regime – „without exception“, ohne Ausnahme, wie ausdrücklich hervorgehoben wird. Die Auflistung der Verbrechen reicht von Deportationen, Folter und Zwangsarbeit bis zu Hinrichtungen, Massenmorden und systematischem Verhungernlassen in Konzentrationslagern. Daran wollen die umbenannten Wendekommunisten natürlich nicht gern erinnert werden.

Gegenwehr gab es auch gegen einen Passus, in dem darüber geklagt wird, daß der Zusammenbruch des kommunistischen Machtbereichs leider nicht dazu geführt habe, die Verbrechen zu untersuchen und die Täter strafrechtlich zu belangen, wie dies bei nationalsozialistischen Verbrechen sehr wohl der Fall gewesen sei.

Gerade dieser Satz im Resolutionsentwurf hätte die deutschen Delegierten eigentlich animieren müssen, sich lebhaft und leibhaftig in die Debatte einzubringen. Aber vielleicht waren einige von ihnen zu diesem Zeitpunkt ja gerade mal wieder mit der erneuten Aufarbeitung des älteren dunklen Kapitels der deutschen und europäischen Geschichte beschäftigt.

Wie ehrlich und glaubwürdig aber diese „Erinnerungskultur“ mit all ihren Schuldzuweisungen, Selbstbezichtigungen, Einseitigkeiten und Entschuldigungsritualen wirklich ist, erhellt sich auch daraus, daß die einzige Aktivität deutscherseits darin bestand, im Vorfeld der Europaratsdebatte schriftlich zu beantragen, den Hinweis auf die NS-Verbrechen zu streichen.

So setzt man sich wenigstens nicht dem Verdacht aus, der „falschen“ Opfer zu gedenken. *H.J.M.*

HANS-JÜRGEN MAHLITZ:

Angst vor Europa

Noch gut vier Monate bis zum Anpfiff der Fußball-WM – da fällt manchem Peter Handkes „Angst des Torwarts beim Elfmeter“ wieder ein. Viel mehr als der einprägsame Titel ist von der 1970 erschienenen Erzählung freilich nicht in Erinnerung geblieben; nachhaltiger Erfolg blieb dem exzentrischen Literaten auch in Fußballfan-Kreisen versagt. Immerhin aber ist das von dem Handke-Titel abgeleitete „geflügelte Wort“ in anderem Zusammenhang höchst aktuell: Die Menschen in Deutschland haben Angst, und sie machen diese Angst fest an Europa.

Diese Erkenntnis wird nicht von ausgemachten EU-Kritikern verbreitet, sondern von der EU-Kommission, die in ihrem jüngsten Eurobarometer sich selber gleich reihenweise schlechte Noten geben muß.

Die größte Sorge der Deutschen ist demnach die Angst vor der Verlagerung von Arbeitsplätzen in andere EU-Länder auf Billiglohn-Niveau (84 Prozent). Auch der zweite Rang auf der Skala der deutschen Ängste wird von Europa besetzt: 75 Prozent befürchten – als Folge einer erweiterten Europäischen Union – eine weitere Zunahme der internationalen Organisierten Kriminalität.

74 Prozent der Befragten empfinden die deutschen Beiträge in die EU-Kassen als entschieden zu hoch und befürchten dadurch Nachteile für das eigene Land. Ebenfalls 74 Prozent haben, übrigens generell, also unanhängig von Brüsseler Aspekten, Angst vor Arbeitslosigkeit.

Drohender Verlust sozialer Leistungen und Standards ängstigt 64 Prozent der Deutschen – Brüssel wird auch hier zumindest als Mitverursacher gesehen.

Dennoch halten 53 Prozent der Befragten es für eine gute Sache, daß Deutschland Mitglied der EU ist. So bestätigt auch diese Umfrage: Kritik an der EU, insbesondere an überzogenem Zentralismus und Bürokratismus, ist keineswegs gleichbedeutend mit Europafeindlichkeit. Im Gegenteil: Gerade einem guten, überzeugten Europäer darf es nicht gleichgültig sein, welche Kapitalen Fehlentwicklungen er da mit seinen Steuergeldern finanzieren „darf“. Export von Arbeitsplätzen – bei fünf Millionen Arbeitslosen – und zugleich Import von Sozialmißbrauch und Kriminalität, das will man uns doch wohl nicht ernsthaft als europäische Errungenschaften verkaufen (und dies auch noch zu stark überhöhten Preisen)!

Nein, die Menschen in diesem Lande wissen offenbar sehr genau, daß „Europa“ mehr ist als diese EU. Wobei „mehr“ nicht im Sinne geographischer Größe zu verstehen ist. 59 Prozent lehnen eine fortgesetzte Erweiterung ab; nur klägliche drei Prozent halten derartiges für vorrangig. Die wohl nicht mehr zu vermeidenden Neumitglieder Bulgarien und Rumänien stoßen auf massive Ablehnung (gegen Sofia sprechen sich 54 Prozent aus, gegen Bukarest sogar 62 Prozent). Nach der Türkei wurde vorsichtshalber gar nicht erst gefragt.

Unsere Volksvertreter wissen also genau, warum sie das Volk in solchen Fragen lieber nicht mitentscheiden lassen. Sonst sähe diese EU nämlich anders aus: bürgernäher, aber wohl etwas weniger bequem für die Politiker.

Zu dieser auf allen Ebenen geschätzten Bequemlichkeit gehört auch die beliebte Methode, sich im Schatten der EU aus der eigenen Verantwortung zu stehlen. Ob Landrat oder Bürgermeister, ob Landes- oder Bundesminister – so mancher schiebt ganz gern mal Brüssel als Buhmann vor, um von eigenen Fehlern und Versäumnissen abzulenken.

Da sollten wir, die Bürger, uns nichts vormachen lassen: Brüssel ist nicht an allem Übel dieser Welt alleinschuldig; die Amts- und Mandatsträger in Kommunen, Ländern und Bund haben zunächst einmal selber ihre Hausarbeiten zu machen, statt jeden Mist, den sie produzieren, der EU in die Schuhe zu schieben.

Keine Sorge, dies soll nun nicht in eine EU-Lobhudelei umschlagen. Diese Union in ihrer heutigen Form ist ein Moloch, der die Menschen ängstigt. Sie ist das Werk von Politikern, geschaffen über die Köpfe der Bürger hinweg, ohne Rücksicht auf deren Wünsche, Sorgen und Ängste. Da gibt es mehr als genug zu kritisieren – hinzuerfinden braucht man gar nichts.

Mitversicherung von Ehegatten eingeschränkt

In Zeiten hoher Arbeitslosigkeit und knapper Kassen suchen jetzt auch die Krankenkassen nach jeder Möglichkeit, jede denkbare Einnahmequelle zu nutzen. Während bis vor wenigen Tagen Familienmitglieder ohne eigenes Einkommen uneingeschränkt mitversichert waren, hat das Bundessozialgericht in Kassel am vergangenen Montag entschieden, daß auch in Monatsraten gezahlte Abfindungen und private Altersrente, die einen monatlichen Betrag in Höhe von 350 Euro überschreiten, als sozialversicherungspflichtiges Einkommen gewertet werden.

Bei dem verhandelten Fall erhielt ein arbeitsloser Ehegatte von seinem Ex-Arbeitgeber seine Abfindung in Raten von 2300 Euro.

»Erzwungene Wege«

»Zentrum gegen Vertreibungen« präsentiert sich mit einer Ausstellung im Kronprinzenpalais

Erzwungene Wege“ – so nennt BdV-Präsidentin Erika Steinbach eine für den Sommer 2006 geplante Ausstellung über europäische Vertreibungsschicksale im 20. Jahrhundert. „Erzwungene Wege“ – das könnte man auch auf die Vorgeschichte dieser Ausstellung beziehen.

Denn eigentlich wäre es realistisch gewesen, im Sommer 2006 zumindest den Standort des von Frau Steinbach, dem BdV und den Landsmannschaften initiierten „Zentrums gegen Vertreibungen“ zu kennen, vielleicht auch schon an diesem Ort eine Art Eröffnungsausstellung zu erwarten. So aber haben immer neue Attacken, mal von polnischen Nationalisten, mal von deutschen Linken vorgetragen, dazu geführt, daß immer noch offen ist, wo in Berlin dieses Mahn- und Erinnerungszentrum stehen wird.

Immerhin hat Frau Steinbach es geschafft, die Ausstellung „Erzwungene Wege“ an einer der besten Adressen der deutschen Hauptstadt präsentieren zu können: im bundeseigenen Kronprinzenpalais, Unter den Linden 3. Hier wird sich die Öffentlichkeit erstmals ein konkreteres Bild von der Konzeption des geplanten „Zentrums“ machen können; dies stellte die BdV-Präsidentin bei der Präsentation des Ausstellungsprojekts ausdrücklich heraus. Ob es ihr damit allerdings auch gelingen wird, die Vorbehalte gegen ein „Zentrum“ in Berlin auszuräumen, ist eher fraglich – was nicht an mangelnder Überzeugungskraft liegt, sondern an der enormen Sturheit, mit der die „Zentrums“-Gegner unbedingt verhindern wollen, daß Deutsche auch um eigene Opfer trauern.

In der Ausstellung, die am 10. August eröffnet wird und bis zum 29. Oktober laufen soll, werden die aktuellen Ergebnisse der internationalen historischen Forschung zum Thema „Vertreibung und Völkermord“ dargestellt, wie sie gerade erst in neuen Buchveröffentlichungen dokumentiert sind, zum Beispiel von Prof. Alfred-Maurice de Zayas, Kulturpreisträger der Landsmannschaft Ostpreußen und Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats der Stiftung „Zentrum gegen Vertreibungen“.

Wie die Ankündigung, die Vertreibungsschicksale jeweils im historischen Kontext darzustellen, bezüglich der 15 Millionen vertriebenen Ostdeutschen umgesetzt wird, dürfte von den Betroffenen mit besonderer Aufmerksamkeit beobachtet werden. Hier gilt es, den gelegentlich geäußerten Verdacht falscher Schuldzuweisungen auszuräumen.

Insgesamt sollen die unterschiedlichen Rahmenbedingungen für Vertreibung und Völkermord an 13 Beispielen sichtbar gemacht werden. Das Spektrum reicht vom Schicksal der Armenier (1915 / 16) bis zu Ex-Jugoslawien in den 90er Jahren. *EB*

Ein Stück mehr Transparenz

Die Arbeit der Bundestages soll auch für die Bürger nachvollziehbar sein. Ein Stück verständlicher ist sie in den letzten zehn Jahren durch den Internetauftritt www.bundestag.de geworden. 1996 stellte Rita Süssmuth (CDU), damals Bundestagspräsidentin, der Öffentlichkeit die ersten Gehversuche des Internetauftrittes vor. Inzwischen sind dort alle Abgeordneten mit Lebenslauf und Foto zu finden. Außerdem sind Plenarprotokolle, Tagesordnungen und Pressemitteilungen für jeden einsehbar. Wer will, kann sogar über das Internet eine Petition einreichen. Und die Deutschen nutzen dieses Angebot: Während 1997 780000 Personen den Internetauftritt besuchten, waren es 2005 9,7 Millionen

DIESE WOCHE

Das Ende der »Ossis«?

Bewohner in Ost und West fühlen sich immer mehr vor allem als Deutsche

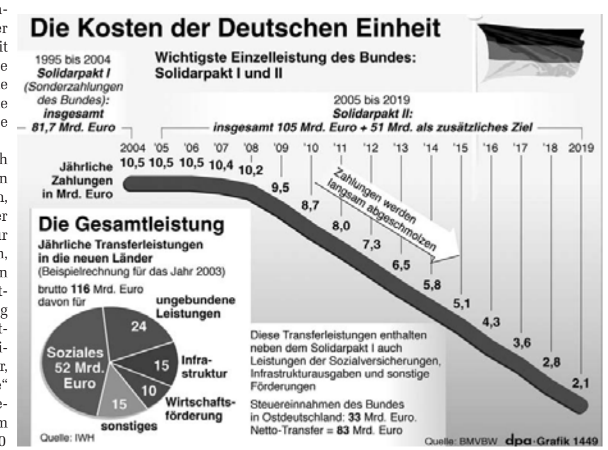
Von Hans Heckel

Die sogenannte „Mauer in den Köpfen“, in welcher die politisch überwundene Teilung des Landes angeblich in der Haltung der Deutschen über 1990 hinweg fortbestanden haben soll, bröckelt. Laut einer im Januar durchgeführten Umfrage des Instituts für Demoskopie Allensbach antworteten mehr Menschen in beiden Teilen der Bundesrepublik als je seit der Vereinigung, daß sie sich vor allem als Deutsche und erst an zweiter Stelle als „West-“ beziehungsweise „Ostdeutsche“ fühlten.

Derzeit sagen demnach 54 Prozent der Menschen in den Neuen Bundesländern, sie fühlten sich in erster Linie als Deutsche. Nur noch 35 Prozent antworten, sie seien in den eigenen Augen vor allem „Ostdeutsche“. Noch 2004 überwog die Identität als „Ostdeutsche“. Kurz nach der Vereinigung war der Anteil jener, die sich „eher als Deutsche“ betrachteten, noch angestiegen, blieb aber selbst im Spitzenjahr 1994 unter 40 Prozent. Dann sackte deren Prozentsatz bis 1996 auf unter 30 Prozent ab. Von da an ging es mit dem Anteil der gesamtdeutsch Fühlenden jedoch kontinuierlich wieder bergauf, wobei nach Einschätzung von Allensbach der bundespolitische Aufstieg von Angela Merkel und Matthias Platzeck in den vergangenen Monaten die Kurve noch einmal steil ansteigen ließ. Offensichtlich widerlegte die Karriere der beiden Politiker jene in den Neuen Bundesländern verbreitete Auffassung, daß es in der vereinigten Republik einen Nachteil mit sich bringe, in der DDR aufgewachsen zu sein.

In den Alten Bundesländern überwog zu allen Zeiten seit 1990 die Identität als Deutscher stets jene als „Westdeutscher“. Dennoch zeigte der Prozentsatz derer, die vor allem gesamtdeutsch fühlen, im Januar mit 71 Prozent (gegenüber 24 Prozent „eher Westdeutsche“) einen bislang nicht erreichten Spitzenwert.

Auffällig ist, daß die Kurven in beiden Teilen der Republik genau parallel verlaufen, wenn auch auf unterschiedlichem Niveau. Die „Mauer in den Köpfen“ schrumpfte, wuchs und schrumpfte wieder in Alten wie Neuen Bundesländern genau gleichzeitig.



Bald weniger Geld? Theoretisch sollen die Transferleistungen in die Neuen Bundesländer abnehmen.

Die historischen Ursachen dafür, daß das gesamtdeutsche Bewußtsein im Westen der Republik durchweg stärker verankert war und noch ist als im Gebiet der ehemaligen DDR, sind vielfältig. Zunächst wurde die Einheit von den „Westdeutschen“ in der Praxis als die Erweiterung ihres fortbestehenden Staates erlebt. Das gesamte politische, soziale und Wirtschaftssystem wurde in die „Beitrittsgebiete“ übertragen, sogar der Kanzler und der – 1949 als Provisorium eingeführte – Name „Bundesrepublik“ blieben die alten. Im anderen Teil änderte sich hingegen alles, dies war zwar einerseits von den Betroffenen selbst gewollt und herbeigeführt, brachte für viele aber auch schwere Irritationen mit sich – von den kujonierten Anhängern des alten Systems ganz zu schweigen.

Das Bewußtsein, vor allem Deutsche zu sein, herrschte nicht allein in der altbundesrepublikanischen Bevölkerung vor, es entsprach auch dem offiziellen Staatsziel (unabhängig davon, wie ernst es von den jeweiligen politische Akteuren verfolgt wurde) und konnte so stets offen bekräftigt werden. Abgesehen von verbohrten Linksauslegern kam kein „Westdeutscher“ auf die Idee, sich als „Bürger der BRD“ statt als Deutscher zu titulieren. Zahlreiche Gruppen, nicht zuletzt die Vertriebenenverbände, waren überdies in der alten Bundesrepublik öffentlich aktiv, um das Bewußtsein der einen Nation wachzuhalten. Neben den Ostvertriebenen gelangten zudem vor dem Mauerbau Millionen Mitteldeutsche in den Westen, die aufgrund ihrer Lebensgeschichten zum Erhalt eines dezidiert gesamtdeutschen Bewußtseins beitrugen, wie es auf ihre Weise auch die Ostvertriebenen taten.

In der DDR hingegen bestimmte in den 70er und 80er Jahren die Vorstellung vom „Vaterland DDR“ die offizielle Sprache. Öffentliche Appelle oder Aktivitäten im Sinne der Einheit der deutschen Nation waren verboten. Die Millionen Überlebenden der Vertreibung, die hier eine neue Bleibe gefunden hatten, durften öffentlich nicht über ihr Deutschland als ganzes widerspiegelndes Schicksal reden. Inwieweit der staatlich verordnete Separatismus Eingang ins Bewußtsein der Bevölkerung fand, kann nur gemutmaßt werden. Daß staatliche Dauerpropaganda selbst an denen nicht spurlos vorübergeht, die dem Regime kritisch bis ablehnend gegenüberstehen, ist ein globales Phänomen, unabhängig von Systemen und Regionen.

Nach der Vereinigung 1989/90 taten sich verbissene Gegner der Einheit hervor, die an jener „Mauer in den Köpfen“ mit großem Eifer werkelten, indem sie Ressentiments der Deutschen „hüben gegen drüben“ anfachten. Offenbar ist ihnen aber nicht mehr gelungen, als den Trend einer gewissen Ernüchterung bis Mitte der 90er Jahre höchstens noch zu verstärken. Das von den Allensbacher Demoskopen seitdem registrierte Zueinanderwachsen der Deutschen und dessen Beschleunigung in den vergangenen Monaten konnten sie nicht verhindern.

Die soziale und wirtschaftliche Entwicklung in den Alten Bundesländern 2005 hat zu alledem deutlich werden lassen, daß Massenentlassungen, die Schließung von Betrieben, (selbst, wenn diese rentabel produzierten) und sogar das Abgleiten ganzer Regionen keine Erscheinungen mehr sind, welche lediglich die Menschen auf dem Gebiet der ehemaligen DDR betreffen, sondern daß wir es mit einer deutschen Krise zu tun haben, unter der alle Teile der Republik leiden. Historisch gesehen bildet sich das Bewußtsein, eine nationale Schicksalsgemeinschaft zu sein, besonders in einer gemeinsam durchgestandenen Krise heraus.

Luxusautos für kenianische Politiker – mit deutschem Geld

Die Regierung des derzeit von Hungersnöten heimgesuchten Kenia hat in den vergangenen beiden Jahren etwa zehn Millionen Euro für Luxusautos ausgegeben. Wie die Antikorruptionsorganisation „Transparency International“ (TI) bekanntgab, wurden die Limousinen hohen Beamten für deren Privatgebrauch überlassen. Nach Einschätzung von TI hätte von dem Geld die Schulbildung von 25 000 Kindern finanziert werden können.

Kenia zählt zu den Hauptempfängerländern von – auch deutscher – Entwicklungshilfe. Führende Politiker der großen Koalition, darunter Kanzlerin Angela Merkel (CDU), kündigten erst dieser Tage an, die deutsche Unterstützung noch kräftig aufzustocken.

Entwicklungshilfeministerin Heidemarie Wieczorek-Zeul versprach im „Spiegel“ von dieser Woche eine Vergrößerung des Anteils der Entwicklungshilfe am Bruttoinlandsprodukt auf das Zweieinhalbfache bis zum Jahre 2015. Kanzlerin Merkel gab – unter großem Beifall – ein gleichlautendes Versprechen vor dem Weltwirtschaftsforum im schweizerischen Davos ab.

Kritiker bemängeln seit langem, daß die Entwicklungshilfe die Korruption und Verantwortungslosigkeit von Regimen in der Dritten Welt nur noch fördere und damit einer stabilen Entwicklung ihrer Länder oftmals mehr hinderlich sei als förderlich. Wo genug Geld von außen fließe, würde sich nie ein funktionierendes Finanz- und Steuersystem entfalten können. Die Hilfe komme wegen der verbreiteten Korruption nur wenigen zugute, die Armen würden durch sie am Ende eher noch ärmer.

Der kenianische Wirtschaftsexperte James Shikwati ist sogar strikt gegen weitere Hilfen: „Wenn sie wirklich die Armut bekämpfen wollen, sollten sie sich mit ihrer Entwicklungshilfe komplett zurückziehen und Afrika endlich die Chance geben, selbst für sein Überleben zu sorgen. Derzeit ist Afrika wie ein Kind, das immer gleich nach seinem Babysitter schreit, wenn etwas schiefgeht.“

Kontakt: 040/414008-0

Redaktion: -32
Anzeigen: -41
Abo-Service: -42
www.preussische-allgemeine.de

Die Schulden-Uhr:

Trauriger Rekord

Im Jahr 2006 klafft in den Haushalten von Bund, Ländern und Kommunen eine gewaltige Lücke zwischen Einnahmen und Ausgaben, die wieder durch neue Schulden gestopft wird. Deshalb rast die Schuldenuhr jetzt mit 2 113 Euro (vorher 1 714 Euro) neuen Schulden pro Sekunde dem Rekord von 1 543 965 346 529 Euro zum Jahresende 2006 entgegen.

1.482.959.483.368 €

(eine Billion vierhundertzweiundachtzig Milliarden neunhundertneunundfünfzig Millionen vierhundertdreiundachtzigtausend und dreihundertsechsundachtzig)

Vorwoche: 1.471.609.730.268 €
Verschuldung pro Kopf: 17.975 €
Vorwoche: 17.830 €

(Stand: Dienstag, 31. Januar 2006, 12 Uhr. Zahlen: www.steuerzahler.de)

Auf immer festgeschrieben

Polnische Historiker korrigieren Opferzahlen der Vernichtungslager – Forschungen in Deutschland tabu

Von Jochen Arp

Kürzlich meldete die „Berliner Zeitung“, der Mitarbeiter der wissenschaftlichen Abteilung der Gedenkstätte des ehemaligen Vernichtungslagers Majdanek, Tomasz Kranz, habe in der soeben erschienenen Zeitschrift „Zeszly Majdanka“ (Majdaneker Hefte), Band 23, einen Beitrag veröffentlicht, aus dem hervorgeht, daß nach seinen Forschungen die Zahl der in dem Lager zu Tode gebrachten Menschen niedriger sei als bisher angenommen. Seine „völlig neuen Berechnungen“ gelangen zu dem Schluß, daß dort 59 000 Juden und 19 000 Nichtjuden getötet worden seien.

Diese Zahl, die von polnischen Forschern gründlich geprüft und nicht beanstandet worden sei, unterscheidet sich deutlich von früheren Veröffentlichungen.

Das KL Lublin, wie es damals offiziell hieß, wurde noch vor dem Lager Auschwitz von der sowjetischen Armee erreicht. Die UdSSR setzte eine „Außerordentliche Kommission“ ein, die erforschen sollte, was in dem Lager vorgefallen war. Am 28. September 1944 veröffentlichte sie einen Bericht, der in der englischen Fassung den Titel trägt „The Majdanek Inferno“. Die Sowjets berichteten darin, daß in dem Lager Massenerschießungen ebenso stattgefunden hätten wie Massentötungen in „Mordwagen“ (durch Autoabgase) und „Gaszellen“. „Hunderttausende von Personen (sind) durch Gas vergiftet worden“.

Eine „Polnische Kommission zur Untersuchung der Kriegsverbrechen in Majdanek“, die zur Zeit der kommunistischen Herrschaft in Polen tätig war, einigte sich auf eine Gesamtzahl von 200 000 Opfern. In einem von Wolfgang

Majdanek wird zum traurigen Zankapfel

Benz, dem Direktor des „Zentrums für Antisemitismusforschung“ an der Technischen Universität Berlin, herausgegebenen Band „Legenden, Lügen, Vorurteile“ (die er mit diesem Widerlegen will) liest man, im Vernichtungslager Majdanek seien durch Massenerschießungen „über 24 000 Juden“ getötet; in den drei Gaskammern 50 000 Juden vergast worden. Das sind zusammen 74 000 Juden. Die Anzahl der getöteten Nichtjuden wird von Benz und seinen Mitarbeitern in diesem Band nicht erwähnt.

Die polnische Veröffentlichung zeigt erneut, wie unsicher die Zahlen der Opfer des Rassenwahns sind, die man seit Jahrzehnten in den Medien hört und liest. Man erinnert sich, daß im Jahre 2002 der Historiker und „Spiegel“-Redakteur Fritjof Meyer in der wissenschaftlichen Zeitschrift „Osteuropa“ das Ergebnis seiner Forschungen über die Anzahl der Auschwitz-Toten veröffentlicht hat. Heraus kam eine Zahl von etwa 500 000. Das war ein gewaltiger Sprung von den jahrzehntelang behaupteten vier Millionen ermordeter Juden in Auschwitz, die bis 1990 galt; dann wurde die offizielle Tafel am Eingang der Gedenkstätte Auschwitz stillschweigend ersetzt durch eine neue, auf der von 1,5 Millionen Ermordeten die Rede war, „die meisten waren Juden ...“

Man sollte aber nicht ohne weiteres etwa in der öffentlichen Diskussion die von polnischer Seite neu ermittelte Zahl von 59 000 ermordeten Juden verwenden. Das könnte von einem deutschen Gericht als eine „Verharmlosung der durch die Nationalsozialisten an Juden begangenen

Nicht bagatellisieren, sondern aufklären ist das Ziel

Völkermordhandlungen“ gedeutet werden und zu einer Verurteilung führen. Das hat zuletzt der frühere BdV-Landesvorsitzende in Thüringen, Dr. Paul Latussek, erfahren müssen, der, gerade von einer Polen-Reise zurückgekehrt, in einer Delegiertenversammlung erzählte, er habe in Polen gehört, daß in Auschwitz nicht, wie am Eingang auf dem Gedenkstein vermerkt, 1,5 Millionen Menschen getötet worden seien, sondern 930 000. Ein Journalist zeigte Latussek an.

Es kam zu jahrelangen gerichtlichen Auseinandersetzungen, in deren Verlauf Latussek mal freigesprochen, mal verurteilt wurde, bis schließlich die letzte Instanz ihn zu einer empfindlichen Geldstrafe, vor allem aber zum Tragen der inzwischen aufgelaufenen enormen Kosten des Verfahrens verurteilte. Da hatte es dem Angeklagten auch nicht genützt, daß er, nachdem er die revidierten Totenzahlen genannt hatte, ergänzte: „Dabei geht es nicht um die Relativierung des Verbrechens, sondern um die geschichtliche Wahrheit. Sie kennen meine Einstellung, daß jedes Opfer eines Verbrechens eines zu viel ist.“ Diese Sätze wertete das Gericht als eine „Verschleierung der wahren Absichten des Angeklagten“.

Alle Anzeigen gegen den Historiker Fritjof Meyer, der viel niedriger liegende Zahlen von Auschwitz-Opfern genannt hatte, wurden hingegen zurückgewiesen. Begründung: Der „Spiegel“-Redakteur grenze sich „klar von jeden Bestrebungen ab, den Holocaust und seine Schrecken zu verleugnen oder zu bagatellisieren“.

Was Latussek geschah, könnte auch jemandem widerfahren, der die jetzt bekannt gewordenen Opferzahlen von Majdanek öffentlich verwendet. Es sei daher zur Vorsicht geraten.

Nach 65 Jahren aus der Wohnung

Senat verkauft städtische Gesellschaften an »Heuschrecken«: Mieter fühlen sich verraten



Berlins Bürgermeister Klaus Wowereit (SPD) beim Plausch mit einer Seniorin im Plattenbaukiez Berlin-Hellersdorf.

Foto: pa

Von Annegret Kühnel

Die Verkaufsmanagerin hört die Frage anscheinend nicht zum ersten Mal und lächelt sie routiniert weg: „Nein, keine amerikanischen Heuschrecken!" Die Inhaberfirma befinde sich in Österreich. Dann redet sie über Erbpacht und Monatszins, über Raumhöhen und den variablen Zuschnitt der Wohnungen, preist die neuen Balkone, die modernen Fenster, die gute Bausubstanz an. Selbstverständlich würden nur freigezogene Wohnungen zum Verkauf angeboten. Ob man die Mieter zum Auszug genötigt habe? Nein, niemand werde verdrängt, es handele sich um normale Umzüge. Die Wohnungen seien danach einfach nicht mehr vermietet, sondern zum Verkauf vorbereitet worden. Aber in der Anlage wohnten doch vor allem Kleinverdiener, wollten die wirklich weg? Und war nicht irgendwo sogar von einem sozialen Brennpunkt die Rede? – Nun, die Sozialstruktur verbessere sich mit jedem Wohnungsverkauf. Vor uns habe ein Ehepaar auf der Kundencouch gesessen, das im nächsten Jahr seine Lebensversicherung ausgezahlt bekäme und nach einer Sicherheit für den Ruhestand Ausschau halte. Die schicke Wohnung kostet nur 1000 Euro pro Quadratmeter. „Das ist doch ein Grund zuzugreifen, oder?"

Wir befinden uns in der Wohnsiedlung „Grazer Gärten" in Berlin-Schöneberg. Es handelt sich um langgestreckte, vierstöckige Häuser, errichtet in der soliden Bauweise von 1938. Die Häuser bilden Karrees um ruhige Innenhöfe. Bis zur S-Bahn-Station Friedenau sind es zwölf Minuten, für uns ein bißchen weit weg vom Schuß, wie wir schließlich finden. Außerdem hat uns der giftige Blick irritiert, mit dem eine Anwohnerin unsere Frage nach der Adresse der Musterwohnung quittierte. Ihre Reaktion hat Gründe: Die Wohnanlage gehörte bis vor kurzem zur landeseigenen „Gemeinnützigen Siedlungs- und Wohnungsbaugesellschaft", abgekürzt GSW, was auch werbewirksam mit „Gut und sicher wohnen" übersetzt wurde. Und das für wenig Geld. Doch diese goldenen Mieterzeiten sind zu Ende. 2004 gingen die 66000 Wohnungen der GSW für 2,1 Milliarden Euro an ein Konsortium der amerikanischen Immobilienfonds Ceberus und Whitehall, einer Unterabteilung von Goldman Sachs. Sie und die anderen – vor allem angelsächsischen – Fonds mit Namen wie Annigton, Corpus oder Fortress können sich in Berlin auf weitere Angebote freuen. Als nächstes stehen die 48000 Wohnungen der Städtischen Wohnungsbaugesellschaft (WoBa) und die 5100 Wohnungen der Berliner Verkehrsbetriebe auf der Verkaufsliste.

Die Fonds wollen sich nicht langfristig engagieren, sondern nach fünf bis sieben Jahren die Wohnungen mit Gewinn abstoßen. Soweit sie gewinnträchtig erscheinen, werden sie saniert, modernisiert, teuer weitervermietet oder noch lieber verkauft. Gewiß, es gibt positive Beispiele. Im Plattenbaubezirk Hellersdorf nehmen die amerikanischen „Lone-Star-Funds" durchaus Rücksicht auf die Interessen der angestammten Mieter. In den besseren Wohngegenden sind diese jedoch nachrangig. Aus Zehlendorf wird von 80jährigen Witwen berichtet, die seit über 65 Jahren in den Wohnungen leben, die sie von ihren Eltern übernommen haben. Die neuen Besitzer setzen alles daran, sie von der Notwendigkeit neuer Sanitäranlagen und moderner Leitungs- und Heizungssystemen zu überzeugen. Dafür sind umfangreiche Umbauten und Wanddurchbrüche nötig. Während der Bauphase sollen sie in Ersatzwohnungen ziehen, andernfalls müssen sie mit Ersatzklos auf dem Hof Vorlieb nehmen. Am Ende wird auf jeden Fall eine saftige Mieterhöhung stehen. Unausgesprochen hoffen die Besitzer, daß sich die alten Damen zum endgültigen Auszug entschließen, damit die modernisierten Wohnungen anschließend teuer verkauft werden können.

»Soziale Gerechtigkeit« auf Rot-Rot: Bewohner werden vergrault, Finanzinvestoren machen das schnelle Geld

So stehen der sozialpolitisch erwünschten Bildung von Wohneigentum die Zerstörung gewachsener Wohnstrukturen und die Verdrängung sozial schwacher Gruppen gegenüber. Diese Entwicklung wird bundesweit zunehmen, denn Finanzminister Peer Steinbrück (SPD) will den deutschen Wohnungsmarkt noch weiter für die sogenannten REIT-Firmen (Real Estate Investment Trusts) gegen den Protest des Mieterbundes öffnen. Der Ausverkauf des öffentlichen Immobilienbesitzes spült zunächst Geld in die leeren Kassen, doch gleichzeitig verlieren die Kommunen ein wichtiges soziales Steuerungsinstrument. Bereits jetzt konstatieren Stadtsoziologen die zunehmende soziale und ethnische Ghettoisierung. Eines Tages muß der eingetretene Schaden dann wieder mit Milliardenaufwand (aus öffentlichen Mitteln) bekämpft werden.

Deutsche zuletzt?

Von Harald Fourier

Als Berlins Ausländerbeauftragter Günter Piening (Bündnis 90/Grüne) kürzlich eine neue Kampagne zur verstärkten Einbürgerung von Ausländern vorstellte, da sagte er einen Halbsatz, den zunächst niemand beachtete. Piening lobte Innensenator Erhart Körting (SPD) der Hauptstadt wegen dessen umfangreichen Bemühungen, mehr Polizisten „mit Migrationshintergrund" einzustellen.

In der Tat ist der Berliner Senat seit geraumer Zeit eifrig bestrebt, mehr Jugendliche ausländischer Herkunft in den Polizeidienst zu integrieren. Senator Körting verspricht sich davon besseren Zugang zu sogenannten Problemkiezen. Deswegen hat er diese Maßnahme auch lauthals angekündigt und nicht klammheimlich in die Tat umgesetzt.

Jetzt wird aber Protest gegen diesen Schritt des Senats laut. Die Gewerkschaft der Polizei (GdP) kritisiert, daß bei Jugendlichen nichtdeutscher Abkunft niedrigere Einstellungskriterien angewandt werden als normalerweise. Das sagt zumindest Klaus Eisenreich, der GdP-Geschäftsführer.

Eisenreich bemängelt folgenden Passus in der Anordnung hinsichtlich von Neueinstellungen: „Bei gleicher Eignung werden Bewerber mit Migrationshintergrund wegen des besonderen dienstlichen Interesses bevorzugt." Zudem wird für Polizei-Bewerber mit nichtdeutscher Herkunft kein Numerus Clausus vorgeschrieben. Deutsche Bewerber müssen auf ihrem Abschlußzeugnis einen Notendurchschnitt von 3,0 in den Hauptfächern ihres Abgangszeugnisses erreichen, um überhaupt zur Prüfung zugelassen zu werden. Bewerber mit ausländischen Wurzeln können diese Regelung einfach unterlaufen, sofern sie einen Kurs bei einer von der Arbeitsagentur anerkannten Trainingseinrichtung absolvieren.

Diese Vorschrift widerspreche dem Grundgesetz, das einen gleichen Zugang aller Deutschen zum öffentlichen Dienst vorschreibe, Bevorzugungen also (ebenso wie Benachteiligungen) ausschließe, kritisiert die GdP.

Damit ist ein weiterer Kriegsschauplatz im Streit um die richtige Integration der Zuwanderer eröffnet. Nach der Deutschpflicht auf dem Pausenhof der Herbert-Hoover-Realschule und den neuerlichen Ghettoisierungstendenzen in Neukölln und Kreuzberg jetzt also eine „Bevorzugung von Ausländern bei der Einstellung in den Staatsdienst".

CDU-Generalsekretär Frank Henkel bezeichnete die Einstellungspraxis als „zweifelhaft" und warf dem Senat vor, er wolle vom Versagen seiner Integrationspolitik ablenken. Für die FDP forderte Alexander Ritzmann, daß die Einstellungskriterien nicht aufgeweicht werden.

Seit 1993 ist es möglich, daß auch Ausländer in den deutschen Polizeidienst aufgenommen werden. Die Bevorzugung zulasten deutscher Bewerber ist jedoch ein Novum.

CDU gegen Dutschke-Straße

Berlin – Der Berliner CDU-Kreisverband Friedrichshain-Kreuzberg will die Umbenennung eines Teils der Kochstraße in „Rudi-Dutschke-Straße" mit Hilfe eines Bürgerbegehrens verhindern. Die Bezirksverordneten-Versammlung von Friedrichshain-Kreuzberg hatte die Umbenennung vergangenen August mit der Merheit von Linkspartei/PDS und Grünen beschlossen (siehe *PAZ* Nr. 36/05).

Wie die Vorsitzenden von CDU und Junger Union in dem Bezirk, Kurt Wansner und Timur Husein, mitteilen, werden ab dem 15. Februar Unterschriften gesammelt. Beide äußerten sich zuversichtlich, daß sie die bis Sommer benötigten 5000 Unterschriften von Wahlberechtigten zusammenbekommen. Die CDU begründet ihren Schritt damit, daß der linksradikale Studentenführer Rudi Dutschke ein bekennender Gegner der paralemtarischen Demokratie war. Dutsche gilt als eine der Ikonen der 68er-Bewegung. Er starb 1979.

»Begleitet« gegen die Unfallflut

Jetzt auch in Berlin und Brandenburg: Fahren mit 17 – Wann fallen die »Pflichtstunden«?

Von Harald Fourier

Nach dem Diskobesuch kommt allzu oft die Schreckensmeldung: Jugendliche Autofahrer auf der Heimfahrt tödlich verunglückt. Vor allem in Brandenburg haben sich Fahranfänger immer wieder überschätzt und sind in den Tod gerast. Mehr Kontrollen und schärfere Gesetze (beispielsweise verlängerte Probezeit für Führerscheinneulinge) haben sich als unzureichend erwiesen.

Nach etlichen anderen Bundesländern hat sich daher der Berliner Senat auf seiner Sitzung am 24. Januar endlich zur Einführung des „Führerscheins ab 17" durchgerungen. Das sogenannte „begleitete Fahren" erlaubt Anfängern das Steuern eines Pkw, sofern ein mindestens 30jähriger Beifahrer daneben sitzt, der seit mindestens fünf Jahren ununterbrochen die Fahrerlaubnis der Klasse B (oder der alten Klase 3) besitzt und nicht mehr als drei Punkte in Flensburg auf dem Kerbholz hat. Es muß nicht immer der selbe sein: Die bis zu drei möglichen Beifahrer müssen aber vorher namentlich benannt werden und landen in einer Liste. Bis zum 18. Geburtstag darf der Fahranfänger nach erfolgreicher Prüfung nur in Begleitung dieser Personen ans Steuer. Zeitgleich mit Brandenburg startet dieser Modellversuch am 1. Februar auch in der Hauptstadt.

Die Befürworter dieser Deregulierung, die inzwischen in der Mehrzahl aller Länder beschlossen wurde (Niedersachsen, Bremen, Hamburg, Hessen, Nordrhein-Westfalen, Bayern, Schleswig-Holstein, Rheinland-Pfalz und Saarland) versprechen sich mehr Verkehrssicherheit davon.

So führt der Berliner Senat an, in Österreich und Schweden habe sich die Unfallstatistik positiv entwickelt, nachdem das begleitete Fahren eingeführt worden sei: in Österreich seien 15 Prozent weniger Unfälle bei Fahranfängern verzeichnet worden, in Schweden gar 40 Prozent. Aus Niedersachsen wird ebenfalls von einer Reduzierung der Unfallzahlen in der entpsrechenden Altersgruppe auf „schwedisches Niveau" berichtet.

Auf „Weltniveau" sind die deutschen Länder wie Berlin und Brandenburg mit der neuen Regelung indes noch lange nicht. In anderen Ländern darf ein Anfänger auch vor seiner Führerscheinrüfung bereits mit einem Erziehungsberechtigten fahren üben. Damit spart er teure Fahrstunden.

Die starren deutschen Regelungen mit vorgeschriebenen Schulstunden und Sonderfahrten bemängelten Kritiker bereits höhnisch als ein Arbeitsschaffungsprogramm für frühere Bundeswehr-Unteroffiziere, die sich nach Dienstende als Fahrlehrer verdingen.

Die Spitze gegen das deutsche Fahrlehrergewerbe wird vor dem internationalen Hintergrund nachvollziehbar: In anderen Ländern meldet sich ein Fahranfänger einfach zur Prüfung an, die er besteht – oder eben nicht. Dann kann er immer noch Stunden nehmen, vorgeschrieben sind sie nicht. In Deutschland dagegen muß er oder sie – meistens aber die Eltern und Großeltern – Tausende von Euro für die Fahrschule hinblättern, bevor es zur Prüfung kommt.

Erstaunlich ist, daß es gerade den Sozialdemokraten bislang nicht in den Sinn gekommen ist, daß diese „teuren" Vorschriften eine Auswahl bei der Führerscheinvergabe ermöglichen, die ihnen alles andere als „sozial gerecht" erscheinen kann. Denn wer das viele Geld für die „Pflichtstunden" nicht aufbringt, der kann so fahrtüchtig sein wie er will – den „Lappen" kriegt er nie.

Schuluniformen in Potsdam

Potsdam – Die Potsdamer Max-Dortu-Grundschule hat als erste Lehranstalt im Land Brandenburg Schuluniformen eingeführt. T-Shirts, Pullover, Steppwesten, Allwetterjacken und Mützen sind einheitlich bunt in dunkelblau, gelb und knallrot gehalten. Hosen und Schuhe bleiben Privatsache. Auch einige Lehrer haben sich die Uniform zugelegt, die seit vergangener Woche von allen 300 Schülern getragen wird.

»Kampagne der Schloßgegner«

Berlin – Der „Förderverein Berliner Schloß" hat den aus dem Umfeld der Anhänger des „Palastes der Republik" lancierten Vorwurf des Spendenmißbrauchs als Schmutzkampagne zurückgewiesen. Auf seiner Internetseite www.berliner-schloss.de entkräftet der Verein sämtliche Anschuldigungen, die in verschiedenen Zeitungen veröffentlicht wurden.

Neues Gespenst geht um

Der Geist des Islam breitet sich in Deutschland immer weiter aus

Von HERBERT WITZEL

Das alte Gespenst des Kommunismus hat inzwischen seinen Platz im Gruselkabinett der Geschichte gefunden. Nun rasselt ein neues Gespenst in Europa mit den Ketten oder eher mit Kettensäge und Kebabspieß, der Geist des Islam.

Zuerst die schlechten Nachrichten: Im Jahr 2005 sind über tausend Deutsche zum Islam übergetreten, berichtet die „Berliner Morgenpost", so viele wie nie zuvor. Damit gibt es hierzulande inzwischen mehr als 14000 deutschstämmige Musliminnen und Muslime. Das ist sehr vorteilhaft zum Beispiel für von Steuergeldern finanzierte Korangrundschulen, weil demokratisch erzogene einheimische Frauen als Lehrerinnen dann das Bild in der Öffentlichkeit bestimmen. Sie wedeln fröhlich mit dem Grundgesetz, während Ehemann, Schwager und Schwiegerpapa im Hinterzimmer ganz andere Fachliteratur studieren und weiterverteilen. Dazu gehören dann nicht nur der Koran, sondern unter anderem auch das Werk eines im Schnellverfahren eingebürgerten Migranten. Viele wären froh über mehr deutsche Langsamkeit beim Pässeverteilen, denn wenn erst die Enkelkinder dieses Schriftstellers eingebürgert worden wären, hätte es möglicherweise auch noch gereicht. Aber was soll's, auf Türkisch ist sein Buch „Mein Kampf" nicht verboten. Außerdem sitzen selbstverständlich die Kolleginnen und Kollegen vom Verfassungsschutz hellwach am Schreibtisch und sind schwer am Beobachten. Seit der als Ministerpräsident davongejagte Necmettin Erbakan in den 70er Jahren hierzulande die islamistische „Milli Görüs"-Bewegung etablierte, gibt es ja auch tatsächlich genug zu gucken: „Ziel von Milli Görüs ist die Überwindung der westlichen Zivilisation und die Errichtung eines islamischen Gemeinwesens, das auf der islamischen Ethik – in der Auslegung der ‚Gerechten Ordnung' – und einer daraus abgeleiteten islamischen Rechtsordnung basiert. Die Freiheit des Individuums einschränkende, totalitäre Elemente sind in der ‚Milli-Görüs'-Bewegung deutlich erkennbar." (Verfassungsschutz NRW, 2006.) Das Verbot der türkischen Mutterpartei dieser islamistischen „Bewegung" ist vom EU-Gerichtshof bestätigt worden.

„Milli Görüs" verfügt in Deutschland über mindestens 26500 Mitglieder und einen Sympathisantenkreis von über 100000 Personen. Daß Gründer Erbakan aufgrund seines lockeren Umgangs mit Parteigeldern 2003 wegen Betruges verurteilt wurde, läßt sich bei unserer gefühlten bundesrepublikanischen Parlamentsredlichkeit allerdings schon fast als gelungene Integration abnicken. Diesbezüglich brauchen wir uns also überhaupt keine Sorgen von wegen Ghettobildung und / oder Parallelgesellschaft zu machen, da wird schon politisch und privat genauso aufgepaßt, wie es in diesem Lande der Brauch geworden ist.

> Türke sein, heißt Moslem sein

In den 90er Jahren sollte im hessischen Oberursel ein „Islamisches Zentrum" gebaut werden. „Solange in Mekka keine christliche Kirche gebaut wird, solange wird es in Oberursel keine Moschee geben", faßte Bürgermeister Gerd Krämer (CDU) damals seine Gegenargumentation zusammen. Natürlich mußten die Oberurseler anschließend eine „Auf sie mit Gebrüll!"-Aktion der üblichen Multikulti-Mitfahrzentrale von Sozialhydraulikern, SPD-Nachwuchs und evangelischem Bodenpersonal erdulden. Dabei sprach ein „Milli Görüs"-Funktionär dieses große Wort gelassen aus: „Wenn es den Deutschen nicht gefällt, wie ich lebe, dann sollen sie mich doch rausschmeißen."

Nach den Angaben des Statistischen Bundesamtes wandern jedes Jahr zirka 50000 Türken nach Deutschland ein, Tendenz steigend. Der türkische Bevölkerungsanteil sank dagegen 2001 erstmals unter zwei Millionen, Tendenz schrumpfend. Wie erklärt sich dieses Geheimnis? Und woran liegt es, daß doch so viele Türken bei uns herumlaufen? Es liegt daran, daß sie deutsche Pässe nachgeworfen bekommen, weil sie aus der Statistik verschwinden sollen.

Wir wollen aber nicht vergessen zu erwähnen, daß Türken im Alltag sehr hilfsbereit und ein gastfreundlicher Menschenschlag sind. Viele junge Türkinnen zeigen sich außerdem hochmotiviert in der Berufsausbildung. Die in ihren Moscheen ausgegebene Parole: „Du bist nichts, dein Land ist alles!" wird von ihnen nicht mehr so ernstgenommen wie von den alten Herren, die als „Gastarbeiter" gerufen wurden und als osmanische Eroberer hergekommen und geblieben sind. Ihr Praktikum absolvieren selbst Kopftuchträgerinnen lieber in deutschen Betrieben als bei ihren Landsleuten. Dafür gibt es Gründe, die bekannt sind und von Alice Schwarzer hinreichend oft aufgezählt wurden.

Aber weg von diesem unerfreulichen Thema und wieder hin zu den guten Nachrichten: In Oberursel gibt es bis heute kein „Islamisches Zentrum".

Und auch die allerwichtigste „gute Nachricht" soll hier angesprochen werden, das Evangelium. Es gibt einen Auslandsmissionar, dessen Herz dafür schlägt, Muslime für Jesus Christus zu gewinnen. Er hat mit seiner Familie in der Türkei gelebt, spricht fließend Türkisch und spielt die Saz, jenes traditionelle Saiteninstrument. Seine Erfahrung lehrt: Wenn Muslime aus der Türkei die Entscheidung treffen, Jesus Christus nachzufolgen und sich taufen zu lassen, dann sind es fast immer Kurden. Türke sein, heißt Moslem sein, das ist viel stärker mit der nationalen Identität und osmanischem Stolz verknüpft. Ein Kurde kann Moslem, Buddhist oder Christ sein, er bleibt deswegen trotzdem ein Kurde.

Seit Jahren gibt es immerhin eine konstante Zahl von etwa 500 gläubigen türkischen Christen. Allerdings nicht deutschlandweit, sondern verteilt über ganz Europa.



Gottesdienstbesucher im US-Bundesstaat Maine: Die US-Bürger sind eifrige Kirchgänger Foto: AP

Kirche als Heimat

Warum die US-Amerikaner religöser als die Deutschen sind

Von NORBERT MATERN

Eines der interessantesten Rätsel der Religionssoziologie ist die Frage, warum Amerika so viel religiöser als Europa ist", meint Peter L. Berger in seinem Buch „The Desecularization of the World". In ihrer Reihe „Werte XXI" lud die CSU-nahe Hanns-Seidel-Stiftung den Gründungsrektor des „Deutschen Historischen Instituts in Washington", Hartmut Lehmann, ein, seine Überlegungen vorzutragen.

Weil Amerika so groß ist, sind generelle Urteile schwer zu fällen. Unbestritten glauben aber 90 Prozent aller US-Bürger an Gott, in Deutschland bestenfalls zwei Drittel. Schon titelte eine große amerikanische Zeitung : „Von der Demokratie zur Theokratie?" Während in der Bundesrepublik zwei große Kirchen das religiöse Leben bestimmen, sind es in den USA viele, die miteinander konkurrieren. Da kann es vorkommen, daß in kleinen Orten zehn Gotteshäuser nebeneinander stehen, in denen zwar derselbe Gott, aber auf unterschiedliche Weise verehrt wird. Die Gemeinden empfinden sich als Familien, die auch in Notfällen – die Verarmung nimmt zu – für einander einstehen und in der Regel nach dem Gottesdienst zum gemeinsamen Prayer-Breakfast bleiben. Da es in Amerika in den Schulen keinen Religionsunterricht gibt, findet er in den Gemeinden statt. Der amerikanischen Freiwilligkeit steht die deutsche Kirchensteuer gegenüber. Religionssoziologen sprechen von „Religiöser Marktpolitik".

Aus historischer Sicht, so Lehmann, wirkt die Zeit der Pilgerväter und die große Einwanderung meist katholischer Lateinamerikaner, Iren und Polen nach. Sie gründeten Pfarreien oder fanden in den bestehenden Aufnahme. So ist es auch heute noch bei der starken amerikanischen Binnenwanderung und damit verbundenen Entwurzelung. Man kommt in eine neue Region und findet dort Beheimatung in der Kirche. Das Alte Testament gibt die Situation vor: Der Flüchtling, der Fremde findet Hilfe im Gottvertrauen. So entstand das christliche Amerika im 19. Jahrhundert. Seit 1970 zählen die USA 30 Millionen Neueinwanderer, von denen viele Katholiken sind. Evangelikale und charismatische Gruppen haben erheblichen Einfluß bis in die derzeitige Bushregierung hinein. Die Deutschen schafften Bekenntnisschulen ab, in Amerika nehmen sie zu.

Alle US-Nachkriegspräsidenten haben sich zu ihrem Glauben bekannt. Sie leben die Verbindung von Religion und Nation vor. Politiker nutzen bewußt ihren religiösen Hintergrund. Das prägt.

Der Gottesbezug in der geplanten EU-Verfassung wurde zum Problem, obwohl selbst „katholische" Staaten wie Polen, Portugal oder Spanien keinen Hinweis auf Gott in ihren Verfassungen haben. Deutschland ist mit seinem Grundgesetz neben anderen wenigen Ländern eine Ausnahme. Anders als in den USA sind die europäischen Massenmedien wenig religiös orientiert .

Während man in Europa in eine Kirche hineingeboren wird, kommt es in den USA meist zu einem freiwilligen Eintritt mit entsprechenden finanziellen Verpflichtungen. Engagierte Christen gelten anders als in Europa auch als gute Patrioten. In Amerika wächst das Christentum, in Europa der Islam.

Lehmann stellt Europa keine gute Prognose. Die Säkularisierung nimmt zu, Kirchen werden verkauft, Gemeinden zusammengelegt. An Stärke gewinnen allerdings die Pfingstbewegungen. Missionare aus der Dritten Welt ersetzen die fehlenden eigenen Geistlichen. In Nordirland und auf dem Balkan gibt es weiterhin „religiöse Reibungen". An den europäischen Universitäten sollte es, so Lehmanns Rezept, mehr Lehrstühle für vergleichende Religionswissenschaft geben. Nur in genauer Kenntnis anderer Religionsgemeinschaften lassen sich Lösungen entwickeln, wie religiös motivierte Konflikte zu entschärfen sind.



„I love Ruhrgebiet" – ausgerechnet mit solcher pseudoenglischen und längst abgegriffenen Sprücheklopferei bewirbt sich die deutsche Großstadt Essen und mit ihr das ganze Ruhrgebiet um den Titel „Kulturhauptstadt Europas" im Jahr 2010. Außer Essen ist das zum Bundesland Sachsen gehörende schlesische Görlitz in der Endauswahl.

Der Stammtisch im Deutschen Haus nahm kopfschüttelnd zur Kenntnis, daß im Land von „watt und datt" die deutsche Sprache des Reviers mit diesem „Ai laff Ruhrgebiet" verleugnet wird. Sei doch die Sprache wichtige Grundlage und Ausdrucksform jeder Kultur. Eine Möchtegern-Kulturhauptstadt in Europa stelle sich selbst ein Armutszeugnis aus, wenn sie ihre Muttersprache dermaßen verachte.

Der Vorstandsvorsitzende der RAG-Aktiengesellschaft und Ex-Bundesminister Dr. Werner Müller ist über die „I love Ruhrgebiet"-Kampagne glücklich, läßt seine Konzernzentrale verhüllen und stellte zur englischsprachigen Liebeserklärung beglückt fest: „Engagement, Dynamik und Begeisterungsfähigkeit".

Der Stammtisch meinte dazu, die Polit- und Wirtschaftsprominenz sollte ihre Vorbildfunktion beim Umgang mit dem Kulturgut Sprache verantwortungsbewußt wahrnehmen, statt selbst Anglizismen zu pflegen. In Nordrhein-Westfalen, sei es damit nicht weit her, lobte doch Ministerpräsident Dr. Jürgen Rüttgers unlängst den Westdeutschen Rundfunk (WDR) zu dessen 50jährigem Bestehen als „Best of the West"! „Die Besten im Westen" wäre noch besser gewesen ...

Euer Michel

Gedanken zur Zeit:

Parteienwohl vor Gemeinwohl

Von KLAUS HORNUNG

In Spanien gibt es derzeit wieder einmal einen offenen Konflikt zwischen der Regierung und dem Militär. Der Anlaß ist ein spanischer, aber der Fall ist übertragbar auf andere Demokratien in Europa. Die beiden Regionen Katalonien und das Baskenland streben nach immer mehr Eigenständigkeit, wenn nicht letztlich nach Loslösung vom Gesamtstaat. Die Regierung der Sozialisten in Madrid, die nach den Terroranschlägen am 11. März 2004 überraschend an die Macht kam, ist bereit, den Wünschen der Katalanen und Basken weit entgegenzukommen, weil sie deren Stimmen für die Mehrheit im Parlament braucht. Wieder einmal geht es um die Frage Parteiwohl vor Gemeinwohl oder umgekehrt.

In dieser Lage haben sich spanische Generale und Offiziere zu Wort gemeldet, darunter der Heereskommandeur Generalleutnant José Mena. Sie berufen sich auf einen Artikel der vielgerühmten spanischen Verfassung, nach dem es den Streitkräften „obliegt, die Souveränität und Unabhängigkeit Spaniens zu gewährleisten und seine territoriale Integrität und verfassungsmäßige Ordnung zu verteidigen."

> Spanischer Offizier wurde vom Dienst »befreit«

Der sozialistische Verteidigungsminister Bono reagierte bei den aufmüpfigen Offizieren wegen angeblicher Verletzung der Neutralität des Militärs mit Hausarrest und Ablösung von ihren Kommandos. Auch in diesem Fall zeigt sich wieder einmal: Wer sich mit Zivilcourage auf die Seite des Gemeinwohls gegen parteipolitische Interessen stellt, hat schlechte Karten. Ein Hauptmann in Melilla hatte seinem Unmut in einer Lokalzeitung Luft gemacht und dem Ministerpräsidenten Zapatero vorgeworfen, er lasse es zu, daß „unser Spanien zerstückelt" wird, die politische Klasse „opfert die Idee der Nation und des Vaterlandes, um ihre Machtgelüste zu mästen". Das war zwar etwas starker verbaler Tobak. Aber in der Sache hatte der Mann wohl recht. Der Minister reagierte natürlich mit Hausarrest und „Befreiung" des Hauptmanns vom Kommando.

Wie sich die Dinge gleichen! Das Vorgehen des spanischen Verteidigungsministers ruft die Erinnerung an ähnliches Verhalten seines früheren deutschen Amtskollegen Peter Struck wach, der seinerzeit wider alle rechtsstaatliche und disziplinarrechtliche Maßstäbe gegenüber General Günzel zur Pensionierungskeule griff oder im Fall Mölders seine sozialistische Ideologie vor die geschichtliche Wahrheit rükkte. Allenthalben ist es in den europäischen Demokratien üblich geworden, vor allem gegenüber Soldaten den starken Arm der Politik zu betätigen und den „Staatsbürger in Uniform" im Spind einzuschließen. Soldaten haben keine Meinung zu haben und sollen sie öffentlich nicht äußern. Mannesmut vor demokratischen Königsthronen ist so wenig gefragt wie einst in monarchischen Zeiten. Und die Soldaten sagen, daß dieses Syndrom vor allem von unten nach oben wachse.

> Soldaten dürfen offenbar keine eigene Meinung haben

Entsprechend geistig, moralisch und politisch domestiziert wie nie zuvor ist daher vor allem das Offizierkorps der Bundeswehr und hier wiederum besonders die Generalität. Der berühmte „mitdenkende Gehorsam" gerade der hohen Offiziere ist längst an den Kasernentoren abgegeben.

Das begann übrigens nicht erst mit Herrn Struck, sondern schon mit seinem Vorgänger Volker Rühe von der Union. Die Zeiten der guten Verteidigungsminister wie Franz Joseph Strauß und Georg Leben sind längst vorbei. Aber das Verhältnis Politik–Militär ist nie eine Einbahnstraße. Seit der Zeit Rühe kuschte die Mehrheit der Generalität vor der vom Inhaber des „politischen Primats" geschwungenen Pensionierungskeule. Man wird an den Satz erinnert „Wo Blut im Wasser ist, werden die Haifische rasend". Mit anderen Worten: Wenn die politische Klasse immer unverfrorener Eigen- und Parteiinteressen vor das Gemeinwohl und das Interesse des Staates rückt, werden die politischen Tugenden der Zivilcourage und des „mitdenkenden Gehorsams" bei den Bürgern mit und ohne Uniform immer wichtiger. Auch der derzeitige Konflikt in Spanien ist symptomatisch. Mit solchen politischen Klassen kann aus der freiheitlichen Demokratie nicht allzuviel werden, es sei denn die Bürger verteidigen sie – eben im Interesse des Ganzen.

Warschau vor Neuwahlen

Polnische Demokratie, Rechtsstaatlichkeit und Europafähigkeit sind nicht gesichert

Von Bernhard Knapstein

In der jungen polnischen Demokratie geht es drunter und drüber. Von Stabilität kann keine Rede sein.

Die von den Zwillingen Jaroslaw und Lech Kaczynski gesteuerte Regierung Marcinkiewicz führt die Republik geradewegs zur Vierten Republik. Dabei treibt die Minderheitsregierung der Partei Recht und Gerechtigkeit (PiS) die Oppositionsparteien, die die Mehrheit im Sejm stellen, munter vor sich her.

PiS-Parteichef Jaroslaw Kaczynski hat soeben den Haushalt mit einem Volumen von 58,5 Milliarden Euro im Sejm durchgeboxt. 230 Änderungsanträge zum Haushalt waren zu überwinden. Einen Teil der dadurch entstandenen Haushaltsänderungen möchte Kazimierz Marcinkiewicz bei den Beratungen in der zweiten Kammer, im Senat, nun wieder rückgängig machen. Zwar ist die PiS auch im Senat mit 48 von 100 Sitzen in der Minderheit, doch das Druckmittel „Neuwahlen" hat auch schon im Sejm gefruchtet. Bis zum 19. Februar muß der Haushaltsbeschluß dem Staatspräsidenten zur Unterschrift vorliegen, sonst kann dieser das Parlament auflösen. Da Staatspräsident Lech Kaczynski aber die Interessen seines Zwillingsbruders teilt, wird er ohne Zweifel Neuwahlen ansetzen, wenn sich die Möglichkeit dazu bietet.

Außer der PiS kann derzeit keine Partei etwas mit Neuwahlen anfangen. Die PiS würde nach den Umfragen deutlich zulegen. Die kleinen rechtsradikalen Parteien, welche der PiS-Politik durchaus nahe stehen, könnten herbe Verluste einfahren. Die liberalnationale Bürgerplattform von Donald Tusk, derzeit zweitstärkste Partei im Sejm, würde zwar auch einige Prozentpunkte dazugewinnen. Der Abstand zur PiS würde sich aber dennoch vergrößern.

Nach dem Haushaltsbeschluß geht Jaroslaw Kaczynski die nächsten Schritte seines „Stabilisierungsplans" für Polen an. Weitere zehn Gesetz müssen vom Sejm verabschiedet werden, sonst winken Neuwahlen. Mit den Gesetzen sollen unter anderem eine Zentrale Antikorruptionsbehörde gegründet, die Eigentumsverhältnisse vieler Beamter durchleuchtet sowie ein Gesetz zur nationalen Sicherheit und zur Energieversorgung beschlossen werden.

Im übrigen fordert die PiS die Unterlassung von Mißtrauensvoten und Kritik an der Regierung, sonst ...

Die PiS hat zwar nur von 27 Prozent der Wähler die Unterstützung. Auch sind nur 40 Prozent der Wahlberechtigten überhaupt zur Urne gegangen, dennoch haben die Kaczynskis alle notwendigen Hebel in der Hand, um den von ihnen gewünschten starken Staat durchzusetzen. Dies mag aus innerpolnischer Sicht sogar positiv zu bewerten sein. Auch Marschall Pilsudski hat im Mai 1926 in ähnlicher Weise die Zweite Republik „saniert", allerdings hat er auch das Militär als Druckmittel eingesetzt.



Foto: Reuters / Corbis

Kaczynski dankt dem Himmel: Für den Präsidenten wären Neuwahlen gut.

Aus deutscher Sicht sieht man der Entwicklung eher besorgt entgegen. Dies, zumal die Aktivitäten des polnischen Staatspräsidenten nicht dazu beitragen, das deutsch-polnische Verhältnis zu verbessern. Zwar sieht der neue Haushalt eine Verdopplung der finanziellen Förderung der deutschen Volksgruppe vor, dennoch unterstützt Kaczynski die Arbeit der Polnischen Treuhand, die eine Art polnisches Gegenmodell zu der in Deutschland politisch isolierten Preußischen Treuhand darstellt.

Die Polnische Treuhand propagiert offen die These, daß der Kampf gegen das nationalsozialistische Deutschland bis auf den heutigen Tag noch nicht beendet sei. Ein entsprechendes Plakat dokumentiert diesen vermeintlichen deutsch-polnischen Krieg von „1939 bis 2005" recht deutlich. Auch wurde die Vorsitzende der Stiftung „Zentrum gegen Vertreibungen", die BdV-Präsidentin und Bundestagsabgeordnete Erika Steinbach, erneut in SS-Uniform und Hakenkreuzbinde dargestellt.

Der Vorsitzende der Vertriebenengruppe der CDU/CSU-Bundestagsfraktion, Jochen-Konrad, warf der Polnischen Treuhand „antideutsche Hetze" vor und forderte die polnische Regierung auf, dem Einhalt zu gebieten. Der PiS-Fraktionsvorsitzende Przemyslaw Gosiewski wies die Kritik indessen zurück und erklärte lediglich lapidar, das Plakat sei „vielleicht etwas zu ausdrucksstark" geraten.

Mit „etwas" Ausdrucksstärke scheint die Polnische Treuhand generell zu arbeiten. Die PiS-Sejmabgeordnete und Vorsitzende der Treuhand, Dorota Arciszewska-Mielewczyk, gab im Vorjahr eine Erklärung ab, in der sie die historische Tatsache der Vertreibung eine Lüge nannte und von ausschließlich Geflüchteten sprach und sämtlich alle Gefallene, Ziviltote und Ermordete in der Zeit des Zweiten Weltkrieges, inklusive Pearl Harbour, Hiroshima und Nagasaki den Deutschen zuschrieb. Dies alles verbreitet die Organisation noch heute im Internet.

Der polnische Staatspräsident Lech Kaczynski sieht hierin offenkundig keinen Hinderungsgrund für Sympathiebezeugungen. In einem Interview erklärte er jüngst, er unterstütze die Treuhand und identifiziere sich mit ihren Zielen.

Die polnische Demokratie steckt noch in derart kleinen Kinderschuhen, daß sie noch nahezu ausschließlich mit sich selbst beschäftigt ist. Der Blick über die Grenzen und das Beachten der Befindlichkeiten der Nachbarn scheinen ganz zu fehlen. Das neue Polen hat sich noch nicht aus der Isolation der reinen Selbstbeschäftigung befreit. Im Gegenteil, da Reaktionen von außen von den innenpolitischen Umwälzungen ablenken, werden diese oft primär als bedrohlich oder doch zumindest als unangemessene Einmischung in rein innerpolnische Belange empfunden. Insgesamt wird man die Demokratie und die Rechtsstaatlichkeit in Polen sowie ihre Europafähigkeit noch nicht als endgültig gesichert betrachten können.

Unterdrückte oder Unterdrücker?

Zwei *PAZ*-Autoren äußern ihre Meinung über den Sieg der Hamas und die Folgen für den Nahen Osten und die Welt

Von R. G. Kerschhofer

Daß die Hamas erfolgreich sein würde, war risikolos vorauszusagen. Daß sie aber eine komfortable absolute Mehrheit erreichen würde, dürfte kaum jemand zu prophezeien gewagt haben? Kein Wunder, daß auch in den Wahlanalysen wichtige Aspekte ausgeblendet blieben.

Die Hamas hält nun 76 der 132 Parlamentssitze, die bisher regierende Fatah nur noch 43. Bei 1,3 Millionen Wahlberechtigten und einer Wahlbeteiligung von 77 Prozent heißt das, daß praktisch nur die rund 100 000 „Beschäftigten" der Fatah-dominierten Autonomie-Behörde samt Familienangehörigen die Fatah wählten. Niemand hatte mit einer solchen Niederlage gerechnet, und vielleicht auch deshalb war es zu keiner ernsthaften Wahlbehinderung oder gar zu Wahlbetrug gekommen. Demokratische Wahlen also. Doch für „democracy" reicht das noch lange nicht – wenn bestimmten Leuten das Ergebnis nicht paßt! Wie war das damals mit Österreich? Natürlich waren die „Sanktionen" Kindereien im Vergleich zum Schicksal der Palästinenser, doch das Prinzip ist dasselbe.

Das Wählerverhalten bedeutet keineswegs, daß die Palästinenser jetzt mehrheitlich Fundamentalisten sind, sondern daß der Kontrast zwischen den zwei Hauptkontrahenten allzu augenfällig war. Die 1959 von Jassir Arafat als Befreiungsbewegung gegründete Fatah – seit 1968 auch bestimmende Kraft in der 1964 gegründeten Dachorganisation PLO – hat sich nämlich nach Errichtung der Palästinensischen Autonomie-Behörde 1993 gewandelt: Die Bewegung wurde zur Partei, und die „alten Kämpfer" wurden zu Bonzen. Vetternwirtschaft und Korruption an sich sind im Orient zwar „normal" – sie sind die Kehrseite eines Familien- und Stammesbewußtseins, wie es im Abendland derart ausgeprägt nie existierte. Doch manches geht eben zu weit.

Ob die Hamas solche Fehler vermeiden kann, bleibt abzuwarten. Für die Wähler jedenfalls war sie eine glaubhafte Alternative. Denn sie sehen in ihr primär eine religiös-karitative Organisation. Hervorgegangen ist die Hamas aus der nur lose organisierten Muslim-Bruderschaft. In ihren Anfängen in den 1980er Jahren wurde sie zumindest indirekt auch von Israel unterstützt, um damit Arafat und der „weltlichen" PLO zu schaden. Kämpfend trat die Hamas erst seit der Intifada in Erscheinung. Und was die berüchtigten Selbstmordattentate betrifft, so sieht man da keinen Unterschied zum Helden- oder Märtyrertod, wie er auch andernorts erlaubt ist.

Unterbelichtet bleibt leider, wieviel das Ausland zum Hamas-Sieg beigetragen hat. Man muß sich nur wieder in die Wähler hineinversetzen: Indem Israel und die USA jedwedes Gespräch mit den „Terroristen" vorweg ablehnten – wie sie das einst auch mit der PLO taten – gaben sie eine klare Wahlempfehlung gegen die „willfährige" Fatah und für die Hamas.

Uns sollte aber auch klar werden, wieviel wir zum weltweiten Vormarsch der Islamisten beitragen. Denn wir liefern deren Predigern jede Menge an Argumenten und „Anschauungsmaterial": Indem wir uns außenpolitisch für fremde Ziele einspannen lassen! Indem wir durch kultische „Vergangenheitsbewältigung" heutigem Unrecht Vorschub leisten! Indem wir in islamischen Ländern korrupte Regierungen stützen! Indem wir im eigenen Land jeder Perversität Tür und Tor öffnen! Indem wir jede Schmähung unserer Religion zulassen! Indem wir Zeugungs- und Gebärverweigerung betreiben! Und indem wir zu feige sind, uns gegen Unterwanderung zu wehren! Wir alle haben der Hamas zum Sieg verholfen.

Von Jürgen Liminski

Vor einigen Jahren schrieb der israelische Politiker und heutige Likud-Chef Benjamin Netanjahu ein Buch mit dem Titel: „Ein Platz an der Sonne". Das einzige überlebende Gründungsmitglied der Hamas, Machmud Al Zahar, schrieb daraufhin ein Gegenbuch: „Nirgends unter der Sonne". Wer die Ziele der Hamas kennenlernen will, sollte dieses Buch lesen. Natürlich reicht es auch, die Charta der Hamas zu lesen. Sie ist leicht und in mehreren Sprachen im Internet zu finden. Nach dieser Lektüre stellen sich dann manche Fragen. Eine lautet: Ist die Hamas, die durch freie, demokratische Wahlen völlig legal an die Macht gekommen ist, auch demokratiefähig? Würde sie den nahöstlichen Platz unter der Sonne mit Israel teilen und sich damit einen Platz in der Demokratie sichern?

Das Beispiel Hamas zeigt zunächst, wie schon vor 15 Jahren das Beispiel Algerien, daß demokratische Verfahren in islamischen Ländern den Radikalen zur Macht verhelfen können, auch wenn die Strukturen und Ziele der Radikalen nicht immer demokratisch sind. Ein Maßstab ist die Rolle der Frauen im Herrschaftsgebiet der Hamas. Wenn Demokratie von der Gleichheit des Rechts für alle, also auch für die Frauen, ausgeht, dann ist die Hamas nicht demokratisch. Den Frauen der palästinensischen Bourgeoisie und vor allem den christlichen Frauen in Jerusalem lief ein Schauer über den Rücken, als sie die Freudendemonstrationen sahen – eine für die Männer und eine weitere für die Frauen, verhüllt von Kopf bis Fuß.

> Demokratie bedeutet gleiches Recht für alle – auch für Frauen!

Die Frauenfrage wirft auch die Frage nach der Demokratiefähigkeit islamischer Gesellschaften auf, Demokratie jedenfalls verstanden als Raum der Menschenrechte gemäß der Charta der Vereinten Nationen und nicht nur als mechanistische Methode der Mehrheitsfindung. Die Frauenfrage ist der Hebel, der Dosenöffner, um islamische, nach der Scharia lebende Gesellschaften einer Aufklärung und den universalen Menschenrechten näher zu bringen. Aber man kann Islamisten nicht zu einem Wandel im Denken zwingen. Schon Ernest Renan sprach in diesem Zusammenhang vom eisernen Ring um das Denken der Muslime. Aber man kann manche Grundsätze doch infrage stellen. Die Hamas, die ja nun in Palästina völlig legal durch freie demokratische Wahlen an die Macht gekommen ist, begrenzt die Rolle der Frau auf ihre Gebär- und Erziehungsfunktion im Befreiungskrieg. So steht es jedenfalls in der immer noch gültigen Charta. Wäre die Emanzipation der Frau nicht ein Hebel, um diesen eisernen Ring zum Wohl der Frau im Islam zu sprengen?

Ähnlich verhält es sich mit der Justiz und damit mit der Gewaltenteilung. Die Angst vor der Hamas ist weit verbreitet. Es ist fraglich, ob die Richter in der palästinensischen Autonomie frei von Druck – auch von psychologischem Druck – Recht sprechen können. Das setzt den Primat des Rechts voraus. Aber welchen Rechts? Wenn es das Recht der Scharia ist, dann hat es mit den demokratischen Rechten wenig gemein. Ein anderes Recht aber akzeptiert die Hamas heute nicht. Die Scharia ist ihr Lebensgesetz. Sie will sie überall einführen. Auch davon müßte sie Abschied nehmen, wenn sie halbwegs demokratisch sein will.

Das vorige Jahrhundert war voll von politischen Religionen. Das Wort Demokratie gibt es in den arabischen Sprachen nicht. Abwandlungen fanden erst im vergangenen Jahrhundert Eingang in das Vokabular, am Verhalten und den sozialen Strukturen hat sich wenig geändert. Die Schwierigkeit des Dialogs besteht heute auch darin, daß der Islam eine politische Religion ist mit faschistoiden Zügen und daß die Frauenfrage in ihr ungeklärt ist.

> Die Vernichtung Israels ist ihr offizielles Ziel

Es wäre ein Wunder, wenn die Hamas, der palästinensische Zweig der Muslimbrüder, jener geistigen Brüder der Al Kaida, auch nur einen Handbreit von den Vorschriften des Koran und der Sprüche des Propheten abwiche. Allerdings ist gerade das Heilige Land ein Land voller Wunder, auch politisch. David Ben Gurion, der legendäre erste Staatschef Israels, meinte einmal: „Nur wer an Wunder glaubt, ist ein Realist." Dieser Realismus der dritten Art ist jetzt wieder gefragt im Vorderen Orient, aber nicht in blinder leutseliger Erwartung, so wie es den Europäern jahrelang zu eigen war, als sie Arafat vertrauten. Auch damals ging es oft darum, den PLO-Chef davon zu überzeugen, der PLO-Charta abzuschwören. Er tat es in Europa und widerrief im Nahen Osten. Auch die Hamas hat in ihrer Charta, ein Leitfaden ihrer Politik und ihres Handelns, die Vernichtung Israels als Ziel vorgegeben. Nun muß sie als Regierung mit Israel irgendwie zurechtkommen, sie kann sich nicht mehr hinter der Fatah verstecken, die vor allem wegen ihrer auch für orientalische Maßstäbe märchenhaften Korruptheit – schon unter Arafat – abgewählt worden ist. Es geht heute um den Realismus, den die Bundeskanzlerin schlicht einfordert im eigentlich selbstverständlichen Gewaltverzicht und der Anerkennung Israels. Das sind die Minima. Wer mehr Demokratie sehen will, der sollte auch nach dem Primat des Rechts und den Rechten für die Frauen fragen. Aber dafür sitzt der Schock des Wahlsiegs wohl noch zu tief.

Der Wahlschock traf auch die Hamas selbst. Ihr Schweigen in den ersten Tagen war beredt. Die Hamas, eine Terrororganisation mit sozialem Antlitz, in Israel wegen des Bombenterrors verrufen, bei vielen Palästinensern dagegen wegen ihrer Sozialarbeit geachtet, muß nun in der Regierungsverantwortung zeigen, wie ernst ihr die Worte von der Vernichtung Israels und dem Brot für die Armen sind. Beides wird nicht gehen. In der ersten Botschaft appellierte sie an die Welt, die finanzielle Hilfe nicht zu unterbinden. Aber das reicht nicht. Auch in Israel wird gewählt und zwar in knapp zwei Monaten. Die Wahl der Palästinenser hat schon ihre Auswirkungen. Sicherheit zuerst, signalisieren die meisten israelischen Politiker. Sie werden den Bau der Mauer weitertreiben und abwarten. Vor der Wahl in Israel ist mit israelischen Aktionen nicht zu rechnen, es sei denn mit Vergeltungsaktionen nach Terroranschlägen. Die Wahrscheinlichkeit für solche Anschläge ist gestiegen. Aber nicht von Seiten der Hamas, sondern von seiten der Al Aqsa-Brigaden, der elitären Kampftruppe der Fatah. Denn Terror würde die Hamas diskreditieren und, so das Kalkül der Verlierer, baldige Neuwahlen erzwingen. Es reicht aber, daß die Hamas dieses Treiben durchschaut, und schon werden sich die Spannungen auch intern entladen. Deshalb sind, so traurig das klingt, bürgerkriegsähnliche Zustände in den palästinensischen Autonomiegebieten nach Lage der Dinge heute am wahrscheinlichsten.

»Der Autopilot ist auf Angriff gestellt«

USA, Israel, China, Indien – Wer will was vom Iran

Von DIETRICH ZEITEL

Als „strategische Energie-Ellipse“ bezeichneten der US-Politikwissenschaftler Robert Harkavy und Geoffrey Kemp, Nahostexperte des Washingtoner Nixon Centers, in ihrem Buch „Strategic Geography and the Changing Middle East“ (1997) den Raum zwischen dem Persischen Golf und dem Kaspischen Meer. 70 Prozent der nachgewiesenen Erdölvorräte und 40 Prozent der Erdgasressourcen der Erde seien hier konzentriert. Beide Autoren sehen in diesem Zusammenhang zwei eiserne Konstanten: Es gebe einmal keine realistische Alternative zum Persischen Golf, um die steigende internationale Nachfrage nach Erdöl zu befriedigen, und zum anderen sei mit ständig steigenden Ölkontingenten zu rechnen, die in asiatische Staaten (wie Indien oder China) gingen. Die „asiatische Energielücke“, die beide Autoren bereits vor zehn Jahren konstatierten, hätte grundlegende Konsequenzen für die globalisierte Ökonomie und die Geopolitik im Nahen Osten. Die zunehmenden Beziehungen zwischen dem Persischen Golf, China und dem indischen Subkontinent könnten die politische und ökonomische Geographie dieser Region verändern. „China werde ähnlich rigoros wie die Vereinigten Staaten seinen Zugriff auf Erdölvorräte verteidigen“, prognostizierte auch der britische Energieexperte und Weltbank-Berater Mamdouh G. Salameh bereits vor Jahren. Es betrachte den Nahen Osten als Hauptanbieter zur Deckung seiner Energie-Nachfrage. Daß auch Indien nachhaltige Ambitionen am Persischen Golf anmeldet, machte unter anderem der indische Energieminister Manishankar Aiyer deutlich. Vielsagend erklärte er, daß der einzige Weg, um der Geopolitik anderer etwas entgegensetzen zu können, darin bestünde, eine „eigene Geopolitik zu betreiben“. Entsprechend dieser Positionierung wächst das Konfliktpotential mit den Vereinigten Staaten, die derzeit zum Beispiel versuchen, Gespräche Indiens mit dem Iran über eine Pipeline nach Indien zu konterkarieren. Zwar hat Indien im globalen Vergleich einen noch geringen Energieverbrauch, dieser wächst aber beständig. Darüber hinaus besteht eine große Abhängigkeit von Erdölimporten, die prospektiv gesehen noch wachsen dürfte. Diese Abhängigkeit und das US-amerikanische Bestreben, die weltweiten Energievorräte weitgehend unter Kontrolle zu bekommen, stellen ein wachsendes Konfliktpotential dar. Diese Feststellung gilt ungeachtet der strategischen Partnerschaft, die zwischen den USA und Indien besteht, und ungeachtet der Tatsache, daß die Vereinigten Staaten der größte Handelspartner Indiens sind. Nicht zu übersehende Differenzen überlagern überdies auch die Beziehungen Indiens zu China. Einen direkten Konflikt um Energieressourcen mit China versucht Indien zu vermeiden. Es hat aber begriffen, was die Stunde geschlagen hat. So erklärte Indiens Premier Manmohan Singh, daß sich die Diplomatie gewandelt habe. Heute gehe es „um Wirtschaft, Handel und Öl“.

Auch Indien schielt aufs iranische Erdöl

Daß die Vereinigten Staaten der Prämisse, daß sie die Kontrolle der Energievorräte für lebensnotwendig halten, Taten folgen lassen, hat unter anderem der Irakkrieg gezeigt. Jetzt ist der Iran, der inmitten der „strategischen Energie-Ellipse“ liegt und in dessen Grenzen sich ein Gutteil dieser Energievorräte befindet, aufgrund seines Nuklearprogramms in den Fokus einer sorgsam angefachten internationalen Erregung geraten. Teheran hat allen Grund, die Drohkulisse, die derzeit aufgebaut wird, ernstzunehmen. Zum einen ist die Ankündigung von US-Präsident George W. Bush, den Nahen Osten „neu gestalten“ zu wollen, immer noch aktuell und zum anderen hat Meir Dagan, der Chef des israelischen Auslandsgeheimdienstes Mossad, das iranische Atomprogramm zur „größten Bedrohung für die Existenz des Staates Israel seit seiner Gründung“ erklärt. Seitdem reißen die militärischen Drohungen Israels nicht ab, verstößt der Iran doch mit seiner Politik gegen einen Kardinalgrundsatz bisheriger Likud-Politik, der lautet: Die militärische Überlegenheit Israels muß unter Einsatz aller technologischen und wissenschaftlichen Potentiale gewahrt bleiben. Israels Verteidigungsminister Schaul Mofas unterstrich konsequenterweise am vergangenen Sonnabend, Israel werde „iranische Atomwaffen nicht akzeptieren“. Aus der Sicht Israels, so berichtete letzte Woche eine deutsche Tageszeitung, stelle der Iran nicht nur eine Bedrohung für Israel, sondern für die „gesamte Welt“ dar. Derzeit sei man in Israel zwar noch mit den westlichen „diplomatischen Anstrengungen“ zufrieden. Man behalte sich aber das Recht vor, „notfalls“ auch im Alleingang militärisch zuzuschlagen, und müsse sich auf diese Option vorbereiten. Die Iraner sollten an frühere Feinde Israels denken, die „nur Zerstörung über ihr eigenes Volk gebracht“ hätten, drohte Mofas.

Daß eine derartige Lagebeurteilung auch direkte Konsequenzen für Israels Protektor USA hat, ließ US-Präsident Bush Mitte Dezember letzten Jahres im Rahmen seiner Rede vor dem „World Affairs Council“ durchblicken. In dieser Rede kündigte er im „Krieg gegen den Terrorismus“ weitere „Regimewechsel“ an. Daß diese „Regimewechsel“ vor allem der Sicherung der Existenz Israels dienen sollen, daran ließ Bush keinen Zweifel aufkommen, als er erklärte: „Das langfristige Überleben von Israel hängt von der Verbreitung der Demokratie im Nahen Osten ab“.



Foto: Corbis / Reuters

Umjubelt: Irans Staatschef setzt auf die Bodenschätze seines Landes. Und auf Atomwaffen?

Derartige Erklärungen lassen auf einen weiteren Kollisions-, wenn nicht Eskalationskurs gegenüber dem Iran schließen, der sich seit Jahren einer nicht zuletzt auf Betreiben der USA verschlechternden Sicherheitslage gegenübersieht, worauf jüngst wieder Georg Meggle, Philosophie-Professor mit den Schwerpunkten Terrorismus und Kommunikation in Leipzig, in einem Hintergrundbeitrag für die Internetseiten von „Telepolis“ aufmerksam machte.

Zu erinnern ist in diesem Zusammenhang an die US-dominierten Mächte Pakistan und Afghanistan im Osten und dem Irak und Kuwait im Westen. Im Nordosten befindet sich das unberechenbare Turkmenistan und im Nordwesten der Nato-Staat Türkei. Die Erdöl- und Erdgasvorkommen Armeniens sowie Aserbaidschans werden bereits von westlichen Firmen „erschlossen“. Und im Süden liegen die US-orientierten Staaten Saudi-Arabien, Katar, Vereinigte Arabische Emirate und Oman. Daß diese Konstellation direkte Konsequenzen für den Iran haben kann, machte unter anderem Ian Kemp, ein in London ansässiger Militäranalytiker, gegenüber „Radio Free Europe“ deutlich: „Falls es zu Sanktionsmaßnahmen gegenüber dem Iran kommen sollte, werden diese militärische Implikationen haben“, betonte Kemp. Bei einem Handelsembargo müsse davon ausgegangen werden, daß US-geführte und andere Marineeinheiten involviert sind. „Das setzt die Kooperation aller Staaten voraus, die an den Iran angrenzen, damit die Sanktionsmaßnahmen effektiv sind.“

Der Iran sieht sich also, wenn er seine wirtschaftliche und politische Unabhängigkeit bewahren will, einem Dilemma gegenüber. Meggle unterstreicht, daß der Iran von seinen Bodenschätzen nur profitieren wird, wenn er sich „äußerem Zwang“ widersetzen könne. Dazu bedürfe es des Schutzes durch Dritte oder aber eines eigenen, hinreichend großen Abschreckungspotentials. Diesen „Schutz durch Dritte“ versuchte der Iran in den vergangenen Jahren zum Beispiel mit China zu realisieren. Zu Recht hält Meggle aber fest, daß China für einen offenen (Ressourcen-)Konflikt mit den USA noch nicht stark genug sei. Also müsse der Iran auf ein eigenes Abschreckungspotential setzen, was Israel und den USA wiederum den casus belli liefern könnte. Meggle schlußfolgert deshalb nüchtern: „Der Autopilot ist auf Angriff gestellt.“

Gleichstellung

Zagreb plant Gesetz zur Wiedergutmachung

Wie die kroatische „Jutarnji List“ in einer ihrer Ausgaben berichtete, bereitet die kroatische Regierung ein neues Gesetz vor, das die Entschädigung von nichtkroatischen Staatsbürgern neu regelt.

Bisher wurde als Grundlage ein bilaterales Abkommen zwischen dem Staat der Antragsteller und der Republik Kroatien gefordert. Ein solches Vermögensabkommen war bisher nur zwischen Kroatien und Österreich vorgesehen. Mit diesem Abkommen wurde vereinbart, daß die 1945 aus dem kroatischen Raum vertriebenen Donauschwaben österreichischer Nationalität bei der Restitution mit den kroatischen Staatsbürgern gleichgestellt werden.

Als man aber dieses Abkommen im kroatischen Parlament behandeln wollte, kam es zu massiven Interventionen durch den kroatischen Staatspräsidenten Stipe Mesić. Zuletzt war klar, daß die Regierung unter Ministerpräsident Ivo Sanader nicht die erforderliche Mehrheit zur Ratifizierung des bilateralen Abkommens mit Österreich bekommen wird.

Kroatien will Vertriebene entschädigen

Neben den Donauschwaben bestehen Restitutionsforderungen auch von anderen Volksgruppen, die nach 1945 vertrieben wurden. Dazu zählen die aus Istrien und Dalmatien stammenden Italiener oder auch Juden, deren arisiertes Vermögen später unter dem jugoslawischen Regime enteignet wurde. Das bedeutete, daß auch Italien oder Israel, die USA und, um bei den vertriebenen Donauschwaben zu bleiben, auch Deutschland, Kanada, Australien oder Brasilien ein bilaterales Abkommen mit Zagreb hätten abschließen müssen, um ihren Staatsbürgern den Zugang zur kroatischen Restitution zu ermöglichen.

Die Regierung Sanader geht jetzt einen anderen Weg und versucht über ein Gesetz den Zugang nichtkroatischer Staatsbürger zur Restitution neu zu regeln und zu vereinheitlichen. Damit wäre der Abschluß eines bilateralen Vermögensabkommens nicht mehr notwendig.

Die italienische Regierung hatte nämlich massiv damit gedroht, die Entschädigungsfrage in die EU-Verhandlungen mit Kroatien hineinzutragen. *VLÖ*

Alles dreht sich ums Geld

Trotz Milliarden aus Brüssel fühlen sich die neuen osteuropäischen EU-Länder unterjocht

Von MARTIN SCHMIDT

Das sogenannte neue Europa hat mit dem alten EU-Europa anhaltende Schwierigkeiten. Das Ausmaß der Kritik am „Brüsseler Moloch“ übersteigt die ebenfalls nicht geringe Unzufriedenheit in den Staaten westlich des einstigen Eisernen Vorhangs deutlich.

Der durchschnittliche Pole, Tscheche, Este oder Ungar ist stolz auf seine eigene Nation und fürchtet, deren Interessen könnten im Rahmen der schwer überschaubaren Europäischen Union untergebuttert werden. Nur jeder sechste Tscheche ist beispielsweise der Meinung, er könne in irgendeiner Weise die Geschicke der EU beeinflussen. Das besagt ein veröffentlichtes tschechisches Eurobarometer, das auf Umfragen aus dem vergangenen Herbst basiert. Nur die Letten unterstellen der Brüsseler Staatengemeinschaft einen ähnlich großen Mangel an Demokratie.

Bestärkt durch die jüngsten Haushaltsstreitereien und die Ablehnung der EU-Verfassung infolge der Volksabstimmungen in Frankreich und den Niederlanden geht die Beliebtheit der EU in Tschechien immer weiter zurück. Während im Frühjahr vergangenen Jahres noch 49 Prozent der Tschechen die EU-Mitgliedschaft ihres Landes unterstützten, so waren es im folgenden Herbst nur noch 44 Prozent. Und das, obwohl mittlerweile klar ist, daß sich allein zwischen 2007 und 2013 über 22 Milliarden Euro aus Brüsseler Strukturfonds in tschechische Kassen ergießen sollen.

Die geplante Einführung des Euro stürzt Lettland, Litauen, Slowenien und Ungarn überdies in sprachwissenschaftliche Probleme. Zwar haben alle ostmitteleuropäischen EU-Neulinge einen Beitrittsvertrag unterzeichnet, in dem einheitlich vom „Euro“ die Rede ist, doch diese Länder bestehen auf ihrer jeweiligen Sprache angemessene Währungsbezeichnungen. So betont die lettische Regierung, die das Einheitsgeld 2008 einführen möchte, daß der Doppellaut „eu“ der eigenen Sprache völlig fremd sei. Deshalb werde man das Geld Eiro nennen, sagte Erziehungsministerin Ina Druviete, eine studierte Linguistin, Anfang Januar im Rigaer Nationalparlament. Daraufhin verkündete Nachbar Litauen umgehend seine Namensvariante Euras. Slowenien würde der Bezeichnung Evro den Vorzug geben, während sich Ungarn mit einem Akzent auf dem o (Euró) begnügen will.

Die vier Sprachregelungsrebellen, zu denen sich außerdem Malta gesellt (dort strebt man den Ewro an), pochen auf eine EU-Richtlinie über die Gemeinschaftswährung, in der bereits nationale Sonderformen bei der Schreibung auftauchen. Dies allerdings nur in Bezug auf das Kleingeld Cent, das denn auch in Frankreich Centime heißt und in Spanien Céntimo.

In Deutschland hat der Euro nur inoffiziell, nämlich im Volksmund, einen eigenen Namen bekommen: Teuro. Daß sich das Gemeinschaftsgeld eines wohl nicht sehr fernen Tages als Weichwährung entpuppen dürfte, dazu tragen auch die ostmitteleuropäischen Länder ihren Teil bei. Als krasses Beispiel sei auf Ungarn verwiesen, das die Einführung der Einheitswährung für 2010 plant und das von der EU gerade zur Überarbeitung seines 2004 eingereichten und im Dezember nochmals überarbeiteten Konvergenzprogrammes aufgefordert wurde.

Statt die Erfüllung der Kriterien bis zum vorgesehenen Stichjahr 2008 offen als unmöglich zu bezeichnen, bemängelten Brüssel und Frankfurt in üblicher Schönfärber-Rhetorik vor allem das hohe ungarische Haushaltsdefizit. Dieses liegt trotz eines Wirtschaftswachstums von etwa vier Prozent seit Jahren bei sechs Prozent des Bruttoinlandsproduktes (BIP); ähnlich hohe Defizite weisen im EU-Rahmen nur noch Griechenland und Portugal auf. Griechenland konnte ohnehin nur am Euro teilnehmen, weil es seine Haushaltszahlen seinerzeit frech gefälscht hatte, um scheinbar die „Konvergenzkriterien“ im Stichjahr 1997 zu erfüllen.

Brüssel gewährt Ungarn, nicht zuletzt mit Blick auf die dortigen Parlamentswahlen im April, einen Aufschub. Dann dürfte mit hoher Wahrscheinlichkeit auch Budapest seine finanzpolitischen Hausaufgaben erfüllt haben. Zumindest offiziell. Denn wenn Deutschland und Frankreich sowie Großbritannien die im Maastricht-Vertrag festgeschriebene Höchstverschuldung von drei Prozent des BIP folgenlos überschreiten dürfen, dann kann man den Ungarn schwerlich unter Hinweis aufs Haushaltsdefizit den Beitritt zum Eurogebiet verwehren. Der Wille zu einem solchen Schritt, der dem hohen Ziel der Währungsstabilität verpflichtet wäre, ist mangels Mut zum politischen Konflikt nicht erkennbar. Den Preis für das finanzpolitische Vabanquespiel werden wieder einmal die Bürger zu zahlen haben. Und zwar im wahrsten Sinne des Wortes.

Mit neuen Gesetzen gegen zu viele Gesetze

Mehr Freiheit wagen", lautete das Motto der deutschen Bundeskanzlerin beim Weltwirtschaftsforum in der Schweiz.

In diesem Sinne verkündete die große Koalition auch stolz, daß sie entsprechende Gesetze beschlossen habe, um den deutschen „Vorschriftendschungel" zu bekämpfen.

Das Innenministerium ließ sogar verlauten, daß es schon rund 90 Gesetze und Verordnungen aufgehoben habe, und auch das Agrarministerium sprach von 65 gestrichenen Gesetzen. Allerdings ließ der Innenminister im gleichen Atemzug verlauten, „manche Regelungen entfalten heute keine praktische Wirkung mehr, weil sie zeitlich überholt sind".

Demnach wurde also nur das gestrichen, was heute sowieso nicht mehr angewendet wird.

Auch die Aussage, man habe neue Gesetze beschlossen, um alte abzuschaffen, läßt beim Blick auf die letzten beiden Legislaturperioden nichts Gutes ahnen.

Schon damals wollte man die Bürokratie bekämpfen. Zwar wurden in diesem Zeitraum 200 Gesetze abgeschafft, allerdings auch gleichzeitig 800 neue Bundesgesetze verabschiedet.

Nach Meinung von Experten würde ein Abbau von Bürokratie 600 000 neue Jobs schaffen. *Bel*

Nicht schöne Worte, sondern Taten

Angela Merkels auf wirtschaftliche Freiheit abzielende Rede in Davos entspricht nicht ihrer Politik



Foto: Reuters

„Gehaltvoller Auftritt" der Kanzlerin: Doch die Wirtschaft will Ergebnisse sehen.

Von Ansgar Lange

Die Rede der deutschen Bundeskanzlerin Angela Merkel (CDU) zur Eröffnung des Weltwirtschaftsforums in Davos wurde mit großer Spannung erwartet. Von einem solchen Empfang habe Altkanzler Gerhard Schröder nur träumen können, schreibt die Tageszeitung „Die Welt". Schließlich sei Merkel für viele Politiker, Wissenschaftler und Manager noch eine Unbekannte.

Die „Neue Zürcher Zeitung" („NZZ"), eine der renommiertesten Zeitungen der Welt, spricht von einer gehaltvollen Rede Merkels. „Merkel nutzte die Bühne für einen gehaltvollen Auftritt", so die „NZZ" wörtlich. Die Kanzlerin habe das Übermaß an Bürokratie und die Einengung der Handlungsspielräume der Bürger als Ursachen für die weitverbreitete Angst vor der Globalisierung und dem erhöhten Wettbewerbsdruck verortet. Das liberale Weltblatt lobt insbesondere Merkels Credo, daß der Staat eine gestaltende Rolle nur bei der Festlegung der Rahmenbedingungen wirtschaftlichen Handelns haben sollte.

Ähnlich positiv urteilte die „Welt": „Wer die ordnungspolitische Orientierung der Bundeskanzlerin erfahren wollte, wurde nicht enttäuscht." Die CDU-Politikerin habe in ihrer Rede vor allem die Freiheit beschworen. In Deutschland gebe es eine selbstverschuldete Lähmung. Arbeit brauche Wachstum und Wachstum brauche Freiheit, so Merkel. Ganz oben auf der Agenda stehe der Bürokratieabbau. Vier bis sechs Prozent des Umsatzes müßten mittelständische Unternehmen für die Bürokratie aufbringen. Merkel plant nach Angaben der Welt nun einen „Normenkontrollrat, der den ganzen Prozeß begleiten soll." Mit Einzelmaßnahmen sei es nicht mehr getan. Nach Berechnungen des Instituts der deutschen Wirtschaft Köln (IW) könnte ein durchgreifender Bürokratieabbau in dieser Legislaturperiode die Wirtschaftsleistung in Deutschland um mehr als 30 Milliarden Euro oder 1,5 Prozent steigern. Das IW plädiert für einen „Bürokratie-Schnelltest", welcher grob die Kosten abschätzen soll, die mit einem neuen Gesetz oder einer Verordnung auf die Wirtschaft zukommen. Während dieser Zeit müsse der Gesetzentwurf notfalls auf Eis liegen.

Kritischer äußert sich Karsten Stumm im „Manager-Magazin". Die Reaktionen auf Merkels Rede seien eher verhalten ausgefallen. Stumm schreibt, die Kanzlerin habe nicht erklären können, was sie denn genau unter der „neuen sozialen Marktwirtschaft" verstehe. Auf den Fluren, so fabuliert und spekuliert Stumm weiter, werde immer wieder an den ehemaligen Kanzler Schröder erinnert. Dieser habe bei seinem letzten Auftritt in Davos mit seiner „Agenda 2010" wirklich Neues zu verkünden gehabt. Schröder habe es im Gegensatz zu Merkel verstanden, Deutschland als ein Land des Wandels und des Aufbruchs zu präsentieren und das Interesse der Investoren für Deutschland zu wecken.

Michael Müller, Wirtschaftssenator im Bundesverband mittelständische Wirtschaft (BVMW), mahnt zur Gelassenheit. „Schon in ihrer Regierungserklärung hatte Angela Merkel gesagt, sie wolle mehr Freiheit wagen. Dazu läßt sich noch kein abschließendes Urteil fällen, da die große Koalition das Feld der Arbeitsmarktpolitik, der Gesundheitspolitik und auch der Rentenpolitik bisher noch nicht betreten hat. So ist es sicher ein hehres Ziel, Deutschland in den kommenden zehn Jahren bei den Faktoren Wachstum, Beschäftigung und Innovationen unter die ersten drei Nationen in Europa zu führen. Andere Politiker haben ja auch schon die Halbierung der Arbeitslosigkeit versprochen. Die Bürger haben genug von solchen Versprechen und wollen mehr Taten sehen. Als Unternehmer schaut man eher auf Ergebnisse als auf Ziele. Bei den betrieblichen Bündnissen, beim Kündigungsschutz, bei den Dienstleistungen oder auch bei der Unternehmensbesteuerung ist der frische Wind der Freiheit noch nicht zu verspüren. Da weht bislang eher ein laues Lüftchen", sagt Müller.

»Jobvernichter«

IW: Gewerkschaften verursachen Arbeitslosigkeit

Ende Februar laufen die Tarifverträge im größten deutschen Industriezweig, der Metall- und Elektro-Industrie, aus. Trotz hoher Arbeitslosigkeit und Jobabwanderung in Billiglohnländer wollen sich die Gewerkschaften dieses Mal jedoch nicht bescheiden.

Das „Institut der deutschen Wirtschaft Köln" (IW), das eine klare marktwirtschaftliche Position vertritt, sieht im Wirken der Gewerkschaften einen der Gründe, warum in Deutschland in den letzten zehn Jahren 1,6 Millionen sozialversicherte Arbeitsplätze verloren gegangen sind. Grund: Die Arbeitskosten stiegen im Schnitt stärker als die Produktivität.

Nur wenn die Arbeitskosten nicht noch weiter steigen, kann Deutschland im internationalen Wettbewerb bestehen. Schon jetzt liegen die Kosten für eine Arbeitsstunde in der deutschen Industrie 38 Prozent über dem Durchschnitt von 19 OECD-Ländern. Da es sich bei den Ländern der OECD größtenteils um Hochlohnländer wie Frankreich, Niederlande, der Schweiz, Großbritannien, Japan und die USA handelt, ist das Verhältnis weltweit gesehen noch erheblich schlechter.

Setzten sich die Forderungen der IG Metall in Höhe von 5 Prozent landesweit durch, würde dies laut IW 350 000 Arbeitsplätze kosten. *E.*

Es gibt kein Patentrezept

Im Kampf gegen die Arbeitslosigkeit werden in Europa unterschiedliche Wege beschritten

Von Paul Humberg

Ein Hauptproblem nicht nur der deutschen, sondern der meisten europäischen Gesellschaften ist die Arbeitslosigkeit. Auch geht es bei der Bekämpfung dieses Phänomens darum, welches die richtigen Strategien sind, die Erfolge versprechen. Das „Institut zur Zukunft der Arbeit" (IZA) hat jetzt ein Diskussions-Papier vorgelegt, welches die unterschiedlichen Ansätze in der Arbeitsmarktpolitik untersucht (W. Eichhorst / R. Konte-Seidl: The Interaction of Labor Market Regulation and Labor Market Policies in Welfare State Reform, IZA Discussion Paper No. 1718). Das Ergebnis: Es gibt kein Patentrezept für eine Senkung der Arbeitslosigkeit. Die europäischen Staaten gehen unterschiedliche Wege. Allerdings hat man den Eindruck, daß Deutschland sehr stark vom richtigen Weg abgekommen ist.

Kündigungsschutz, Arbeitslosenunterstützung und aktive Arbeitsmarktpolitik seien januskköpfige Institutionen des Arbeitsmarktes, so ein Resultat der Studie.

> Deutschland scheint vom richtigen Weg abgekommen zu sein

Zum einen stellten sie Sicherungsmechanismen gegen Risiken des Arbeitsmarktes dar, zum anderen beeinflußten sie aber auch die Anpassungsfähigkeit von Arbeitsmärkten an sich verändernde ökonomische Gegebenheiten. Und daher könnten sich diese staatlichen Maßnahmen fatal auswirken: „Je höher die Anpassungsfähigkeit des Arbeitsmarktes, desto geringer das Problem der Langzeitarbeitslosigkeit." Der IZA-Ländervergleich zeigt, daß liberale Wohlfahrtsstaaten wie Großbritannien neben einem geringen Kündigungsschutz auch ein geringes Maß an Arbeitslosenunterstützung und aktiven arbeitsmarktpolitischen Maßnahmen aufweisen. Die Schweiz hingegen lasse sich als ein „hybrides System" klassifizieren, da dort bei ebenfalls geringem Kündigungsschutz sowohl die Arbeitslosenunterstützung als auch die aktive Arbeitsmarktpolitik wesentlich großzügiger ausgestaltet sind. Trotzdem hat die Schweiz im Vergleich zu Deutschland eine viel niedrigere Arbeitslosenquote, obwohl die eidgenössische Wirtschaft in den vergangenen Jahren kaum gewachsen ist.

Zu den konservativen Wohlfahrtsstaaten in Kontinentaleuropa gehören Deutschland und die Niederlande, und hier existieren strenge Kündigungsschutzregelungen, wobei gleichzeitig auch beachtliche Ressourcen in die aktive und passive Arbeitsmarktpolitik investiert werden. „Hingegen zeichnen sich mediterrane Wohlfahrtsstaaten wie etwa Spanien durch einen strikten Kündigungsschutz aus, der mit geringer Arbeitslosenunterstützung und einer nur rudimentären Arbeitsmarktpolitik einhergeht", stellen die Verfasser fest. Insbesondere der Kündigungsschutz wird in Deutschland ideologisch überhöht. Gewerkschaften und ihre politischen Sympathisanten wehren sich entschieden gegen eine weitere Flexibilisierung des deutschen Kündigungsschutzes. Nach Einschätzung von Wirtschaftsexperten wird das, was eigentlich als Schutz vor Arbeitslosigkeit gemeint ist, immer mehr zu einer Einstellungsbremse. „Nicht alles, was gut gemeint ist, ist auch gut", sagt Udo Nadolski, Geschäftsführer des Düsseldorfer Beratungshauses Harvey Nash. Nadolski berichtet über ein Beispiel aus seiner eigenen Berufspraxis: „Vor kurzem wollte ich einen alten Kollegen aktivieren, den ich gern in einem bestimmten Projekt beschäftigen wollte. Der Mann ist vor drei Jahren arbeitslos geworden, mit 57, der kriegt keinen Job mehr. Können Sie vergessen, der ist gut, aber er kriegt trotzdem keinen Job mehr. Jetzt hat der Vorruhestand eingereicht. Als ich ihn vor kurzem anrief – ungefähr drei Wochen, bevor er in den Vorruhestand gehen wollte – und sagte, daß ich ihn für dieses Projekt haben wolle, war das Ergebnis negativ. Der Mann hätte seine Rente aufbessern können. Doch leider geht das nicht in Deutschland. Wenn Sie als Mann zwischen dem 60. und dem 65. Lebensjahr in den Vorruhestand gehen, haben Sie eine Zuverdienstgrenze von 340 Euro. Und wenn Sie einmal im Vorruhestand sind, dann kommen Sie auch nicht mehr raus. Das kann doch nicht sein!"

> Druck, eine neue Stelle anzunehmen, ist zu gering

Dieser Einzelfall belegt, daß generell eine restriktive Regulierung die Mobilität auf den Arbeitsmärkten und damit die Anpassungsfähigkeit insbesondere mit Blick auf den Strukturwandel hemmt.

Ähnlich unerwünschte Folgen habe ein großzügiges Sicherungssystem bei der Arbeitslosenunterstützung, so die Fachleute vom IZA. Eine üppige Arbeitslosenversicherung stelle eine „Arbeitssuchsubvention" zur Verfügung, mit deren Hilfe es qualifizierten Arbeitssuchenden möglich sei, auf Beschäftigungsangebote zu warten, die ihrem persönlichen Profil besser entsprechen als Angebote, die sie aus rein finanzieller Not heraus sofort annehmen müßten. So kann die Dauer der Arbeitslosigkeit erhöht werden, da der Druck, eine neuen Stelle zu suchen, um so geringer ist, je länger und großzügiger diese Unterstützungsleistungen ausgestattet sind.

Nach Lektüre des IZA-Dossiers entsteht der Eindruck, daß es gar nicht darauf ankommt, an welcher einzelnen Schraube gedreht wird, um den Arbeitsmarkt flott zu machen. Es geht darum, Reformen aus einem Guß auf den Weg zu bringen, die in sich stimmig sind und nicht nur aus lauter Einzelmaßnahmen bestehen, die sich im schlimmsten Fall noch selbst neutralisieren. Und hier sieht es für Deutschland aus institutionellen Gründen nicht so gut aus: „Regierungen gelten dabei als schwächer, wenn institutionelle Hindernisse wie zweite Parlamentskammern in föderalen Systemen, Tarifautonomie oder Selbstverwaltung in den Sozialsystemen die Handlungsfähigkeit der Regierung beschränken. Wird zusätzlich die Handlungskompetenz in zentralen Bereichen der Sozial- und Arbeitsmarktpolitik mit den Sozialpartnern geteilt, kann eine Regierung positive Komplementaritäten nur durch Abstimmung der Reformen mit Arbeitgeberverbänden und Gewerkschaften mobilisieren."

Als Fazit halten die Verfasser fest, daß die Anpassungsfähigkeit von Arbeitsmärkten sowohl von gelockerter Regulierung beim Kündigungsschutz und flexiblen Beschäftigungsformen als auch von der Einführung aktivierender Elemente der Arbeitsmarktpolitik begünstigt würden. Ein hohes Maß an Arbeitslosenunterstützung müsse keineswegs unvereinbar sein mit der Senkung der Arbeitslosigkeit. Doch während Großbritannien, Dänemark und die Schweiz mit unterschiedlichem Vorgehen vergleichsweise anpassungsfähige Arbeitsmärkte erreicht haben, stehen die kontinental- und südeuropäischen Ländern noch immer vor erheblichen Reformanstrengungen.

MELDUNGEN

Mit einem Scheck zu mehr Wissen

Düsseldorf – Das Land Nordrhein-Westfalen gibt seit Ende Januar sogenannte Bildungsschecks heraus. Unter dem Motto „Machen Sie, daß Sie weiterkommen“ können Arbeitnehmer mittelständischer Betriebe mit bis zu 250 Mitarbeitern, die nachweisen können, daß sie seit mindestens zwei Jahren keine Weiterbildungsmaßnahmen mehr besucht haben, eine staatliche Förderung in Höhe der Hälfte der Kursgebühren (maximal 750 Euro) beantragen. Für die Aktion stellt das Land für zwei Jahre Mittel der Europäischen Union in Höhe von 20 Millionen Euro zur Verfügung, was in etwa der Fördermöglichkeit von 25 000 Personen entspricht.

Grund für diese Maßnahme sei, daß eine solide Ausbildung zwar Grundlage für den beruflichen Werdegang sei, doch die Mitarbeiter sich, um den wachsenden Ansprüchen gerecht zu werden, auch regelmäßig weiterbilden müßten, so NRW-Arbeitsminister Karl-Josef Laumann. Vor allem bei älteren Mitarbeitern in kleineren Unternehmen sei die Weiterbildung sträflich vernachlässigt worden.

Der DGB-NRW kritisiert die Aktion als unzureichend, da im selben Zuge der Weiterbildungsetat um 15 Prozent gekürzt worden sei. *Bel*

Eltern investieren in Bildung

Berlin – Laut einer Forsa-Umfrage im Auftrag der Lehrinstitute für Orthographie und Schreibtechnik (LOS) hat inzwischen bei vielen Eltern die Bildung ihrer Kinder Priorität. Im Schnitt geben sie 105 Euro monatlich für Unterrichtsmaterialien und außerschulischen Unterricht aus. *R. B.*

Welche Universität ist »Spitze«?

Vom krampfhaften Versuch, das deutsche Harvard zu finden, und die Folgen für den Rest

Von GEORGE TURNER

Anfang des Jahres 2004 hat zunächst die SPD, danach die Bundesregierung erklärt, daß die Absicht bestehe, eine bestimmte Anzahl von „Spitzen-Universitäten“ auszumachen und sie besonders zu fördern. Zunächst war von einer, dann von fünf oder zehn die Rede.

Bund und Länder haben sich inzwischen dahin geeinigt, daß 30 sogenannte Spitzenforschungszentren und neben den bestehenden Graduiertenkollegs 40 weitere eingerichtet werden. Bis zu zehn auf diesen Gebieten besonders erfolgreiche Universitäten sollen darüber hinaus gefördert werden, indem sie zusätzliche Mittel erhalten. In dem Zusammenhang spricht man von Spitzen- beziehungsweise Eliteuniversitäten. So sollen auch international erkennbare „Leuchttürme“ der Wissenschaft entstehen. Beworben haben sich 27 Universitäten aus zehn Bundesländern. Jetzt ist eine Vorentscheidung gefallen: Zehn Universitäten, davon vier aus Baden-Württemberg, drei aus Bayern und je eine aus Berlin, Bremen und Nordrhein-Westfalen kommen in die Endrunde der Beurteilung. Aus sechs Ländern hatte sich erst gar keine Universität beworben; fünf weitere gehen leer aus.

Wie aber sind Spitzen- oder Eliteuniversitäten auszumachen?

Bei einer Entscheidung, welches sogenannte Spitzenuniversitäten sind, gehören zum Kreis der als Ganzes zu fördernden Einrichtungen die Universitäten, die eine größere Zahl exzellenter fachlicher Bereiche aufzuweisen haben. Naturgemäß werden das große Universitäten mit einem breiten Fächerspektrum sein. Sicher wird niemand behaupten, an Universitäten, die mehrere hervorragende Fakultäten aufweisen oder in der Einschätzung von außen besonders gut wegkommen, seien alle Fächer erstklassig besetzt. Ebenso darf nicht übersehen werden, daß außer den ausgewählten Universitäten es auch andere gibt, an denen ebenfalls Hervorragendes geleistet wird.

Deutschland wird nicht auf einen Schlag weltweit anerkannte „Spitzenuniversitäten“ bekommen, die in einem Atemzug mit den renommierten US-amerikanischen Eliteeinrichtungen genannt werden, unabhängig von dem zweifelsfrei vorhandenen Renommee einzelner Einrichtungen und Fächer. Es gäbe allerdings, wenn die Pläne verwirklicht werden, einige Institutionen, die wegen anerkannter Leistungen und ihres Ansehens eine besondere Förderung durch Bund und Länder erfahren. Eine große Zahl von Einrichtungen, die ebenfalls gute Leistungen aufzuweisen haben, wäre nicht dabei. Diese wäre dem „Rest“ zuzurechen, zu dem auch diejenigen gehören, die sich nicht dem Wettbewerb gestellt haben oder nicht zum Zuge kommen, ebenso wie die Fachhochschulen. Von den insgesamt fast zwei Millionen Studenten sind 1,37 Millionen an den Universitäten und 563 000 an den Fachhochschulen eingeschrieben. (Die restlichen entfallen auf die Kunst- und Musikhochschulen und die Theologischen Hochschulen.)



Foto: getty

Bei der deutschen Debatte um Elite-Universitäten wird viel in die USA geschielt: Harvard

Die Tatsache, daß die Fachhochschulen sich selbst „universities of applied sciences“ nennen, daß es möglicherweise bald eine bestimmte Zahl von „Elite-Universitäten“ gibt mit der Folge von Universitäten erster und zweiter Klasse und daß die Fachhochschulen nicht gerne die Nummer 3 in der Reihenfolge sein möchten spricht in Verbindung mit der nachgiebigen Haltung der Politik gegenüber Bestrebungen der Fachhochschulen nach Angleichung an die Universitäten für eine weitere Vermischung mit den Universitäten.

Wir werden insoweit amerikanische Verhältnisse bekommen, als alles, was zum tertiären Bildungsbereich gehört, Universität genannt wird. Innerhalb dieses „Restes“ werden allerdings einzelne Institutionen ein besonderes Profil haben. Das werden Fakultäten oder Fächer sein, die qualitativ herausragen, ohne zu den zehn Spitzenuniversitäten zu zählen. Das zeigt, daß es viel sinnvoller wäre, nicht danach zu fragen, welche Universitäten „Spitze“ sind, sondern wo welche Fächer besonders hervorstechen. Damit hätten auch kleinere Einrichtungen eine Chance, besser wahrgenommen zu werden.

Je mehr es zur Angleichung von Fachhochschulen und Universitäten kommt, desto deutlicher werden sich klassische, bekannte Universitäten absondern. Die eher durch Zuruf als aufgrund sachlicher Erwägungen zustande gekommene Zahl 10 ist zufällig und kann nicht wie ein Fallbeil wirken. Im Ergebnis werden es zwischen 20 und 30 Einrichtungen sein, die von der Größe, ihrer historischen Bedeutung, dem Ansehen und der Qualität ihrer Leistungen zu diesem Kreis gerechnet werden. In erster Linie wird man dort die klassischen Universitäten finden.

Vor der Expansion des tertiären Bereichs, um das Jahr 1960, gab es rund zwei Dutzend Universitäten. Hinzu kamen die Technischen Hochschulen und Spezialhochschulen mit Universitätsrang. Später wurden die Fachhochschulen gegründet mit dem Auftrag, eine berufsbezogene Ausbildung anzubieten. Zur selben Zeit startete man ein beachtliches Ausbauprogramm durch Ausweitung der bestehenden Universitäten und Neugründungen. Zwar hilft es grundsätzlich wenig, in eine Diskussion über „hätte“ und „wäre“ einzutreten; dennoch kann es für die Zukunft nützlich sein, sich die Alternativen früherer Entscheidungen vor Augen zu führen. Das wären ein behutsamer Ausbau der Universitäten und eine deutlich stärkere Expansion des Fachhochschulbereichs gewesen. Dann hätte man heute einen breiten Bereich des tertiären Sektors, der durch anwendungsbezogene Lehre auf berufliche Tätigkeiten vorbereitet, und einen quantitativ geringeren, der eine universitäre Ausbildung vorsieht. Die finanziellen Mittel des Staates wären effektiver eingesetzt. Das alles ist Vergangenheit; damals wurden Chancen verspielt. Wenn die Entwicklung so verläuft, wie geschildert, führt das exakt zu dem, was man längst hätte haben können: Viele Einrichtungen des tertiären Bereichs, die in erster Linie eine Ausbildungsfunktion haben und eine kleinere Anzahl von Institutionen, denen das Etikett „Universität“ im klassischen Sinn zusteht. Umwege sind meistens teuer und kosten Zeit. In diesem Fall schon 40 Jahre.



Johann Heinrich Wilhelm Tischbein: Goethe in der Campagna (1786; im Besitz des Städelschen Kunstinstituts Frankfurt am Main)

Fotos (3): Staatliche Museen Kassel



Johann Heinrich Tischbein d. Ä.: Selbstbildnis im Alter (1782; im Besitz der Staatlichen Museen Kassel)

Eine weitverzweigte Künstlerfamilie

Kassel und Leipzig zeigen die Ausstellung »3 x Tischbein und die europäische Malerei um 1800«

Tischbein mahlt mich jetzo", schrieb Johann Wolfgang von Goethe Ende Dezember anno 1786. „Ich laße ihn gehen, denn einem solchen Künstler muß man nicht einreden ... Es gibt ein schönes Bild, nur zu groß für unsere Nordischen Wohnungen." Mit seinen 164 mal 206 Zentimetern hat das Gemälde „Goethe in der Campagna" tatsächlich stattliche Ausmaße. Als Kopie oder als Stich hat das Motiv dennoch große Verbreitung gefunden und den Namen seines Schöpfers weit verbreitet. Mit der Ausstellung „3 x Tischbein und die europäische Malerei um 1800", die von den Staatlichen Museen Kassel noch bis zum 26. Februar in der Neuen Galerie gezeigt wird, stehen nun erstmals die drei herausragenden Mitglieder dieser weitverzweigten hessischen Malerfamilie gemeinsam im Mittelpunkt: Johann Heinrich Tischbein d. Ä. (1722–1789), der „Kasseler Tischbein", Hofmaler bei Landgraf Wilhelm VIII. und Professor an der Kasseler Kunstakademie, Johann Friedrich August (1750–1812), der „Leipziger Tischbein", Hofmaler in Arolsen und Dessau, der ab 1800 die Leipziger Kunstakademie leitete, und schließlich der „Goethe-Tischbein" Johann Heinrich Wilhelm (1751–1829), der ab 1808 für den Oldenburger Hof in Eutin tätig war. Die Ausstellung entstand in Kooperation mit dem Museum der bildenden Künste in Leipzig und wird dort vom 18. März bis 5. Juni gezeigt. Die rund 80 Werke umfassende Ausstellung zeigt Arbeiten dieser drei Künstler und ordnet sie in den Kontext der europäischen Malerei um 1800 ein. Dazu wird die umfangreiche Sammlung von Tischbein-Werken der Staatlichen Museen Kassel ergänzt durch zahlreiche herausragende Leihgaben aus europäischen Sammlungen. Die chronologisch angeordnete Ausstellung widmet sich den gemäß der Kunsttheorie des 18. Jahrhunderts wichtigsten Themen: der höher einzuschätzenden Historienmalerei und der Porträtmalerei.

Friedrich Reichsgraf von Stadion ermöglichte Tischbein d. Ä. langjährige Studienaufenthalte in den wichtigsten Kunstzentren der damaligen Zeit: Paris, Rom und Venedig. In Paris waren Carle Vanloo und Charles A. Coypel seine Lehrer und wichtige Vorbilder, während die venezianische Malerei Tischbeins Zeichenstil und seine leuchtende, kontrastreiche Farbigkeit beeinflußte. Vom hessischen Landgrafen Wilhelm VIII. als Hofmaler nach Kassel berufen, war er für die Ausstattung von Schloß Weißenstein (heute Wilhelmshöhe) und Schloß Wilhelmsthal bei Kassel zuständig. Ab 1777 Professor an der neugegründeten Akademie, nutzte Tischbein d. Ä. die landgräfliche Gemäldegalerie zu Unterrichtszwecken. Themen, Kompositionen und malerische Auffassung der alten Meister setzten nicht nur Maßstäbe, sondern boten auch wichtige Anregungen. Ab etwa 1770 spiegelte sich in der Malerei Tischbeins d. Ä. der aufkommende Klassizismus wider. Vom antiken Schönheitsideal klarer Umrißlinien geprägt, bestimmten nun verdichtete Figurenkompositionen mit dramatischer Gestik die Szenerie. Seine Porträtmalerei blieb jedoch weitgehend der barocken Auffassung verpflichtet.



Johann Friedrich August Tischbein: Der Künstler und seine Familie (1796; im Besitz des Museums der bildenden Künste Leipzig)

Nach kurzer Ausbildung bei seinem Onkel, dem „Kasseler Tischbein", studierte Friedrich August Tischbein dank eines Stipendiums des Fürsten von Waldeck und Pyrmont in Frankreich und Italien. In Paris lernte er die Porträtmalerei von François Boucher und Jean-Baptiste Greuze kennen. In Rom arbeitete er im Atelier von Anton Raphael Mengs. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland unternahm Tischbein trotz seiner Anstellung als Hofmaler beim Fürsten von Waldeck und Pyrmont in Arolsen weitere Studienreisen nach Italien und Holland. Er begann, sich immer mehr von der barock-rokokohaften Porträtauffassung abzuwenden. Nicht mehr die aufwendige Ausstattung durch üppige Kleidung stand im Vordergrund der Porträtmalerei, sondern die Individualität und der Charakter der dargestellten Personen. Während bei anderen Malern und auch bei der in Rom hoch geschätzten Angelika Kauffmann eine gewisse Idealisierung spürbar blieb, hob der „Leipziger Tischbein" stets mit großer Einfühlsamkeit Charakter und Stimmungswerte in seinen Porträts hervor, etwa bei den Darstellungen Johann Gottfried Herders (1795 und 1796). Während die Kunstwelt die Porträts trefflich fand, war Ehefrau Karoline Herder erbost über den Preis, den Tischbein für seine Arbeit nahm: „Er ist ein Künstler für die reichen Leute, die nicht wissen, wo mit dem Geld hin." Nach Stationen in Weimar und Dessau wurde Tischbein 1800 zum Direktor der Leipziger Kunstakademie ernannt, die er bis zu seinem Tod im Jahr 1812 leitete.

Ein Stipendium der Kasseler Akademie führte Johann Heinrich Wilhelm 1779 das erste Mal nach Italien. Während seines zweiten Romaufenthaltes lernte er Johann Wolfgang von Goethe kennen und schuf sein berühmtestes Gemälde, „Goethe in der Campagna di Roma" (1786/1787). Damit setzte er nicht nur seinem Freund und Förderer ein Denkmal, sondern er verdankt ihm auch seinen Beinamen. Durch die Freundschaft mit Goethe gewann der Klassizismus Einfluß auf Tischbeins Werk. Themen der Mythologie und der römischen Geschichte standen im Vordergrund. Die künstlerische Bedeutung des „Goethe-Tischbeins" beruht vor allem auf seinem graphischen Werk. Neben seinen qualitätvollen Tierzeichnungen und dem Stichwerk „Homer nach Antiken gezeichnet" gehört das mehrbändige Vasenwerk zur Vasensammlung des britischen Gesandten und Altertumsforschers Sir William Hamilton bis heute zu den Grundlagen der antiken Vasenforschung. Wegen der französischen Besatzung mußte Tischbein 1799 seine Stelle als Direktor der Kunstakademie in Neapel aufgeben und Italien verlassen. Peter Friedrich Herzog von Oldenburg ernannte ihn 1808 zum Hofmaler. Seit seiner Rückkehr nach Deutschland griff Tischbein häufig auf Studien und Ideenskizzen zurück, die aus der Zeit seines Italienaufenthaltes stammten. Eines seiner letzten Gemälde „Der Rat der Tiere" folgte Goethes Dichtung vom „Reinecke Fuchs". *os/smk*

Zur Ausstellung ist im Hirmer-Verlag, München, ein Katalog (240 Seiten mit 141 Abbildungen, davon 138 in Farbe, im Museum 27,90 Euro, im Buchhandel für 34,90 Euro) erschienen. Öffnungszeiten: dienstags bis sonntags von 10 bis 17 Uhr.

»Marmor, Stein und Eisen bricht ...«

Die Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg wählt »Restaurierung« als Jahresthema 2006

Die Erhaltung der Denkmäler erfordert zunächst ihre dauernde Pflege.' So lautet einer der Grundsätze, der vor über 40 Jahren in der ‚Charta von Venedig', den international gültigen Leitlinien für Denkmalpflege, festgeschrieben wurde. Für diese kontinuierliche Pflege ist innerhalb der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg die Abteilung Restaurierung verantwortlich", schreibt Professor Dr. Hartmut Dorgerloh, Generaldirektor der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg (SPSG) im Geleitwort zu dem Besuchermagazin „Porticus" 4 / 2005 und weist auf zukünftige Arbeitsschwerpunkte der Stiftung hin.

„In neun spezialisierten Fachbereichen – und im interdisziplinären Zusammenwirken – tragen die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter dazu bei, daß möglichst wenige der zahlreichen Objekte aus Marmor, Stein und Eisen oder einem der vielen anderen Materialien ‚brechen' oder auf andere Weise Schaden nehmen. Doch Witterungseinflüsse draußen und klimatische Bedingungen drinnen machen dem Kunstgut ebenso zu schaffen wie die natürliche (Ab-) Nutzung oder im schlimmsten Fall Vandalismus.

Konservieren statt restaurieren ist die alltägliche Aufgabe, Schutz und Prävention haben Vorrang vor Erneuerung und Nachbildung. Mitunter müssen die Restauratoren aber auch ‚Notoperationen' vornehmen, und längst werden die kunsthistorischen Forschungen durch naturwissenschaftliche Methoden unterstützt. Die Arbeit der Restauratoren ist so vielfältig, daß sich die SPSG entschlossen hat, diesem Aufgabenfeld das Jahresthema 2006 zu widmen. Im Mittelpunkt steht die Ausstellung ‚Marmor, Stein und Eisen bricht ... – Die Kunst zu bewahren' ab 25. Juni in der Orangerie im Neuen Garten Potsdam mit einem umfangreichen Begleitprogramm. So werden zusätzlich an 23 Orten einzelne Themen anhand ausgewählter Beispiele vertieft und dokumentiert."

Die gezeigten Objekte reichen von fragilen Textilien über Graphiken, Möbel und Porzellan aus den Innenräumen bis hin zu großformatigen Bildhauerarbeiten in den Gärten. Auch können die Besucher während der Ausstellung Skulpturen einmal ganz aus der Nähe betrachten, die sonst auf den Dächern der Schlösser als Verzierung angebracht sind, aber zu Restaurierungszwecken heruntergenommen wurden.

Die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen der Abteilung Restaurierung, die sich in die Fachbereiche Gemälde und Rahmen, Skulpturen, Architekturfassung und Wandbild, Textilien, Textile Raumausstattung, Holz, Papier, Metall, Porzellan, Keramik und Glas aufteilt, sehen sich der ständigen Herausforderung gegenüber, die preußischen Königsschlösser und ihre Gärten nachfolgenden Generationen zu bewahren. Ohne ihre verantwortungsvolle Arbeit wäre das kulturelle Erbe dem „Zahn der Zeit" schutzlos preisgegeben. Mit Ultraschall oder Laserstrahlen, mit Pinzette oder Pinsel gehen die Frauen und Männer behutsam daran, nicht nur Marmor, Stein und Eisen wieder glänzen zu lassen. *SiS*

Erinnerung und Vision als Leitgedanke

Das Kunstforum Ostdeutsche Galerie Regensburg präsentiert seine Schätze von der Romantik bis zur Gegenwart neu

Seit einigen Wochen beschreitet das in Deutschland einzige Spezialmuseum deutscher Kunst in Mittel- und Osteuropa neue Wege in der Ausstellung bildender Kunst und Plastik. In bewußter Abkehr vom weißen Raum als traditionell dominanter Ausstellungsfläche und dem Prinzip der chronologischen Hängung präsentiert das Kunstforum Ostdeutsche Galerie Regensburg seine wertvolle Schausammlung in einem eindringlichen Komplex intensivfarbiger und thematisch ausgerichteter Räumlichkeiten.

Unter dem Leitwort „Erinnerung & Vision“ werden so rund 200 Gemälde und Plastiken aus Epochen von der Romantik bis zur Gegenwart unter definierten Blickwinkeln und in Zusammenstellungen erfahrbar, die sowohl den Menschen in der modernen Gesellschaft als auch das fruchtbare Erbe der historischen Kulturlandschaften in Mähren und Böhmen, Schlesien und Ostpreußen sowie deren kreative Virulenz in der Gegenwart neu begreifen lassen. Neben den insgesamt 15 Themenräumen zu Aspekten wie „Ich und Welt“, „Unvollendete Moderne“ oder „Traum und Analyse“ sind vier andere einzelnen Künstlern gewidmet, deren Werkkomplexe zu den wichtigsten in der Sammlung des Hauses zählen: Lovis Corinth, Käthe Kollwitz, Adolf Hölzel und Bernard Schultze. Assoziationsreiche Raumtexte begleiten den Besucher beim Gang durch ein Museum, das in seinem Selbstverständnis den Worten von Elias Canetti folgt: „Prinzip der Kunst: mehr wiederfinden, als verlorengegangen ist.“



Kunstforum Ostdeutsche Galerie Regensburg: Die neue farbige Raumgestaltung weckt neue Sichtweisen. Foto: Wolfram Schmidt

Das Farbkonzept sowohl für die Themenräume als auch für die Sonderausstellungsbereiche wurde eigens von dem Stuttgarter Maler Peter Sehringer – seit 1995 für die ständige Innengestaltung der Staatsgalerie Stuttgart zuständig – entwickelt und umgesetzt. Sehringer arbeitete in Regensburg erstmals für ein anderes Haus.

Die Neukonzeption der wertvollen Sammlung stammt von Dr. Ulrike Lorenz, seit Juli 2004 Direktorin des Kunstforums. „Das Kunstforum Ostdeutsche Galerie in Regensburg setzt mit seinem neuen Corporate Design auffallende Akzente in der deutschen Museumslandschaft. Indem wir mit unserer thematischen Neuordnung der Schausammlung den existentiellen Erfahrungshorizont jedes Besuchers ansprechen, machen wir unser Haus zu einem attraktiven Ort in einer Zeit des rasanten Wandels, der Oberflächlichkeit und der offenliegenden Bedürfnisse, zu einem Ort der Aufmerksamkeit, der Konzentration und der Verdichtung. Gemäß unserer Ausrichtung auf die historisch deutschen Ostgebiete und die ost- und südosteuropäische Gegenwartskunst zielt unsere Arbeit nun verstärkt auch darauf ab, ein Forum für Begegnung, Austausch und Grenzüberschreitung zwischen Menschen und Generationen, Künsten und Epochen zu sein.“ Ferner erklärt Ulrike Lorenz ihre museumsgestalterischen Grundsätze: „Das Farbkonzept von Peter Sehringer ist ein unverzichtbarer Baustein der Neukonzeption des Kunstforums. Jeder Ausstellungsraum erhält einen spezifischen Farbton, der mit allen anderen Raumtönen korrespondieren muß. Die Arbeit mit ausgewählten Originalwerken zur Feinabstimmung der Raumfarbe war dabei wesentlich.“ Verwendet wurden keine herkömmlichen Industriefarben, vielmehr wurden die vorgeschlagenen Farbtöne vor Ort von Sehringer mit Künstlerpigmenten gemischt und aufgetragen. Peter Sehringer: „Die einzelnen Werke werden durch meine künstlerische Arbeit im Raum überprüft und entfalten eine neue Präsenz. Das ist mein Wunsch und mein Ziel für das Forum. Sie sollen in einem spannungsvollen Kunst-raum wieder erlebbar werden.“

Neben den Werkkomplexen von Corinth, Kollwitz, Hölzel und Schultze umfaßt die neue Schausammlung Hauptwerke von Oskar Kokoschka, Lyonel Feininger und Otto Dix oder Markus Lüpertz, Sigmar Polke und Katharina Sieverding. Jährlich rund fünf Sonderausstellungen wie beispielsweise die Retrospektive „Otto Dix. Welt & Sinnlichkeit“ widmen sich der Klassischen Moderne und Gegenwartskünstlern aus den ostmitteleuropäischen Nachbarländern. Grenzüberschreitende Kooperationen wie beispielsweise das Programm „Artist in Residence“ dienen der Erforschung der transnationalen Kunstgeschichte. Als Vermittler zwischen Ost und West arbeitet das Kunstforum im Spannungsfeld zwischen historischen Kulturlandschaften und aktuellem Kunstgeschehen. *(KK)*

Meister des Aquarells

Der Maler Wilhelm von Kobell (1766–1853) hat entscheidend zur Etablierung einer neuen Landschaftskunst und zu ihrer Fortführung durch die Münchner Schule beigetragen. In seinem umfangreichen Œuvre setzen die bildmäßig ausgeführten Aquarelle einen deutlichen Schwerpunkt. Angeregt durch die Kompositionen niederländischer Künstler des 17. Jahrhunderts entwickelte Kobell um 1800 das individuelle Konzept der sogenannten Begegnungsbilder, in denen sich Figur und Landschaft gleichberechtigt gegenüberstehen. Seine Modelle und Motive suchte er bevorzugt in den ländlichen Regionen Oberbayerns, was im damaligen offiziellen Kunstbetrieb keineswegs üblich war. Die sich insbesondere durch ihr raffiniert nuanciertes Kolorit auszeichnenden Werke charakterisieren Wilhelm von Kobell als einen der bedeutendsten deutschen Aquarellisten seiner Zeit.

Im Mittelpunkt der Ausstellung stehen zum Teil erstmalig gezeigte Aquarelle aus dem Bestand des Museums Georg Schäfer, ergänzt durch prominente Leihgaben. Ausgesuchte Reiter- und Jagddarstellungen offenbaren eindrucksvoll Kobells lebenslange Begeisterung für Pferde sowie sein Interesse an der Wiedergabe farbenprächtiger Trachten und Uniformen. Doch war Wilhelm von Kobell auch zeitlebens erfolgreich auf dem Gebiet der Druckgraphik tätig. Seine nach Gemälden verschiedener Niederländer gefertigten Aquatinten und Radierungen begründeten seinen frühen Ruhm und veranschaulichen in der Ausstellung eindringlich, wo die Vorbilder für Kobells Landschafts- und Genrebilder zu suchen sind. *mgs*

Die Ausstellung im Museum Georg Schäfer, Brückenstraße 20, 97421 Schweinfurt am Main, ist vom 5. Februar bis zum 1. Mai zu sehen, dienstags bis sonntags von 10 bis 17 Uhr, donnerstags bis 21 Uhr, Eintrittspreise: 6 / 5 Euro, Kinder 2 Euro.

Ein Blick in verborgene Welten

Hamburger Kunsthalle zeigt deutsche Zeichnungen von Albrecht Dürer bis Daniel Chodowiecki

Hamburg enthält ohnstreitig mehr Kunstsachen als man glaubt“, staunte der Danziger Daniel Chodowiecki 1782 im Vorwort zum Katalog der Sammlung Sillem nicht schlecht. „Man macht sich mehrenteils von einer Handelsstadt falsche Begriffe, man glaubt, daß da sich in einer solchen gemeiniglich nur Gelehrte, Kaufleute und Handwerksleute aufhalten, man auch nach Kunstsachen gar nicht fragen müsse ... Es finden sich hier auserlesene Gemählde und Kupferstich- und (welches noch seltener ist) Handzeichnung-Sammlungen.“ Von dieser Aussage des vor allem selbst als Schöpfer auserlesener grafischer Blätter weithin bekannten Chodowiecki kann man sich derzeit in der Hamburger Kunsthalle überzeugen. Sogar ausgewiesene Kenner der Sammlung sind begeistert und können sich des leisen Ausrufs „Welch eine Fülle“ beim Anblick der ausgewählten Exponate nicht erwehren. Wer weiß, wie empfindlich Handzeichnungen gegenüber Tageslicht reagieren, der weiß auch zu schätzen, daß das Kupferstichkabinett der Hamburger Kunsthalle seine größten Schätze für mehr als zwei Monate der Öffentlichkeit präsentiert.

Der Kunstfreund ist aufgefordert, einen „Blick in verborgene Welten“, so auch der Titel der Ausstellung, zu werfen, die deutsche Zeichnungen von Dürer bis Chodowiecki zeigt. Letzterer kommt allerdings mit nur einem Blatt ein wenig zu kurz. Die aus dem Jahr 1777 stammende Bleistiftzeichnung mit roter Kreide zeigt eine Theaterszene, „Hamlet und Ophelia“, die als Illustration für einen Beitrag über die Aufführung in der „Literatur- und Theaterzeitung“ gedacht war. Mehr Beachtung fand da Johann Heinrich Wilhelm Tischbein (siehe auch Beitrag Seite 9), der 1801 nach Hamburg zog. Am 28. Juni 1806 heiratete er dort Anna Martha Kietting aus Haina. Ab 1808 lebte er als Hofmaler in Eutin. Seine „Apotheose Homers“ aus dem Jahr 1818/19 war als Wanddekoration für den Prinzen von Oldenburg geplant. Reizend auch die Illustration zur Fabel „Die Gänse“, die allerdings nie veröffentlicht wurde. Sehr modern muten die Pinselzeichnungen der fünf Landschaften an, die Franz Innozenz Josef Kobell, übrigens ein Onkel des nebenstehend gewürdigten Wilhelm von Kobell, schuf. Namen wie Jakob Philipp Hackert oder Adrian Zingg werden meist nur ausgewiesenen Kunstkennern ein Begriff sein. Ganz anders ist es mit den „Stars“ dieser Schau: Vater und Sohn Holbein, Albrecht Altdorfer, Hans Baldung Grien und natürlich Albrecht Dürer. Ihnen ist ein eigens eingerichtetes Kabinett gewidmet, in dem ihre Arbeiten besonders gut zur Geltung kommen. Altdorfers Christopherus auf blaugrün grundiertem Papier aus dem Jahr 1510 etwa und natürlich die Blätter von Albrecht Dürer, wie die Federzeichnungen „Das Liebespaar“ (um 1492–94) und „Tod des Orpheus“ (1494) oder der „Löwe“ aus dem selben Jahr, in Deckfarben auf Pergament gezeichnet. In einer smaragdgrün schimmernden Höhle ruht das Raubtier, schaut aber aufmerksam nach etwaigen Störenfrieden. Diese Arbeit, sie mißt nur etwa 13 mal 17 Zentimeter, ist wahrscheinlich auf einer Reise nach Venedig entstanden, wo Dürer die Markuslöwen als Vorbild nahm. Interessant auch die Geschichte um eine Schweinefamilie, die in der Ausstellung zu betrachten ist. Gezeichnet hat das Motiv Ludwig Schongauer; lange Zeit aber ist es dem berühmteren Bruder Martin Schongauer zugeschrieben worden. Im Rahmen einer wissenschaftlichen Erforschung der nahezu 1500 Blätter umfassenden Hamburger Sammlung, die nun zum Abschluß gekommen ist und ihren ersten Höhepunkt in dieser Ausstellung findet (ein zweibändiger Bestandskatalog soll folgen), konnten viele solcher Unklarheiten beseitigt werden. *SiS*



Foto: Irrgang, Hamburger Kunsthalle

Albrecht Dürer: Löwe (Deckfarben auf Pergament, in Gold erhöht, schwarz grundiert, 1494)

Die Ausstellung ist täglich außer montags von 10 bis 18 Uhr, donnerstags bis 21 Uhr geöffnet, bis 2. April, Eintritt 6 / 4 Euro.

»Iranischer Hitler«

Betr.: „Fluch oder Segen, Waffe oder Energiespender?“ (Nr. 3)

Es ist schon ein groteskes Szenario: Die Welt befindet sich angesichts der aggressiven Drohgebärden des „iranischen Hitlers“ Mahmud Ahmadinedschad in ihrem fragilsten Zustand seit Ende des Kalten Krieges, Experten prophezeien gar, der dritte Weltkrieg stünde kurz bevor – und wie reagieren die Deutschen? Mit nonchalanter Teilnahmslosigkeit. Kein einziger Friedensdemonstrant bequemt sich vor eine iranische Botschaft, um gegen den fanatischen Führer Ahmadinedschad, der Israel und am liebsten den ganzen Westen auslöschen will, zu protestieren. Wo sind die Hunderttausende von „Friedensaktivisten“ der 1980er Jahre, die überall in Deutschland so vehement gegen den Nato-Doppelbeschluß und die Nachrüstung auf die Straßen gegangen sind? Ich vergaß: Damals ging es ja gegen die „böse“ USA und den Westen, heute nur gegen den Islam – die „friedlichste Religion der Welt“.

Stefan Herre, Bergisch Gladbach



Foto: transit

Vor romantischer Kulisse: Der wiederaufgebaute Dom in Königsberg wird von Brautpaaren gern genutzt.

Geladene Gewehre

Betr.: „Laßt uns den Frieden diktieren“ (Nr. 5)

Wer es wissen will, weiß, daß der Zweite Weltkrieg einen langen Vorlauf und viele Schuldige hatte, daß Hitler zwar so unklug war, zuerst schießen zu lassen, daß aber auch viele andere Gewehre und Kanonen bereits geladen waren. Daß dieser Sachverhalt von der Judenverfolgung zu trennen ist, sollte nicht bestritten werden. Will man ein halbwegs zutreffendes Urteil fällen, darf man nicht alles, was einem so gerade in die Hände fällt, in einen Topf werfen.

Über Jahrzehnte reichende Desinformation hat bewirkt, daß für sehr viele unserer Bürger, besonders junge, die nie zu vergessende Schuld unseres Landes mit dem 1. September 1939 beginnt. Deutschland hat den Krieg eröffnet. Und das war's. Das Urteil ist gefällt.

Was wollen wir dagegen tun, zumal wir immer weniger werden? Den Kampf um die Meinungshoheit haben zwar nicht die Besseren gewonnen, aber die Mächtigeren.

Ludwig Meßner, Goslar

Kirchliche Trauung im Dom – ein wohl einmaliger Tag mit deutschen und russischen Freunden

Betr.: „Vieles ist wie damals“ (Nr. 3)

Als jahrzehntelanger Abonnent dieser Zeitung habe ich sehr viele von Ihrem Blatt veröffentlichten Beiträge aus der Zeit vor und nach dem Zusammenbruch des Kommunismus mit Interesse gelesen. Manches hat sich – zumindest sinngemäß – dann und wann wiederholt, manches hätte vielleicht auch mehr Raum verdient. Lassen wir es so stehen.

Ob Beiträge zu humanitären Hilfsaktionen, offiziellen Kontakten mit Behörden, interessante und auch weniger interessante Begegnungen mit Polizei und sonstiger dortiger Obrigkeit, alles habe ich aus eigenem Erleben in meinem Repertoire, denn mehrmals pro Jahr durchkreuzte ich – sehr häufig in Begleitung – aus verschiedenster Motivation das nördliche Ostpreußen. Daß sich daraus viele Kontakte zur dortigen Bevölkerung ergeben haben, versteht sich von selbst. Dennoch habe ich nicht die Absicht, ein Buch darüber zu schreiben, obschon reichlich Stoff zur Verfügung stünde.

Viele Erlebnisse und Begebenheiten wurden auch immer mal wieder zum neuen „top act“ bei unseren Reisen dorthin. Doch meine letzte Unternehmung dort verdient vielleicht doch etwas Aufmerksamkeit in Ihrem Blatt:

Kirchliche Trauung im Dom! Für den im Urlaub befindlichen Probst Osterwald vollzogen Pastor Assauer und sein russischer Kollege das sehr gelungene Zeremoniell.

Als der Chor ein russisches Liebeslied anstimmte, flossen auf russischer Seite Tränen, bei „Ännchen von Tharau“ wurden auf deutscher Seite die Augen feucht. Für Pastor Assauer, dem nochmals ausdrücklicher Dank gebührt, die Trauung wie geplant durchzuführen – denn das ZDF hatte an diesem Tag dort zufällig Drehtag, sich jedoch nach uns angemeldet und wollte nicht unterbrechen –, war es auch bewegend. Denn seine Eltern haben ihre Trauung vor dem Kriege an gleicher Stelle gehabt.

Nach der Trauung und dem obligatorischen Blumengesteck – es war immerhin der Brautstrauß – für Immanuel Kant fuhr die gesamte Busreisegesellschaft zum Sekt- und Kaviarpicknick nach dem ehemaligen, kaum noch vorhandenen Damerau, meinem Geburtsort. Es war schon gelungen.

Doch keine Hochzeitsfeier ohne die üppige Tafel, auch nicht in Kaliningrad/Königsberg, und so feierten wir in vorzüglich ausgestatteten Räumen im Albertina – natürlich bei „Königsberger Klops“ – den Ausklang des wohl einmaligen Tages (Erlebnisses) gemeinsam mit deutschen und russischen Freunden.

Hans-Georg Damerau, Harrisle

Ich weiß heute noch, was »Ich liebe dich« auf ungarisch heißt

Betr.: „Kampf der Diffamierung“ (Nr. 51)

Die Diffamierer sitzen im eigenen Land auf bevorzugten Plätzen, und niemand kann ihnen ihr unsauberes Handwerk legen.

Ich war vom 22. Juli 1943 bis 12. Mai 1945 Soldat und Unteroffizier in der Waffen-SS-Gebirgsdivision „Prinz Eugen“, die auf dem Balkan eingesetzt war. Ich bin jederzeit bereit unter Eid auszusagen, daß ich in meiner Soldatenzeit nie von Vergewaltigungen durch deutsche Soldaten gehört habe und daß es für mich selbstverständlich war, daß derartige Verbrechen hart bestraft worden wären.

Wir hatten nur in Ungarn Kontakt mit der Zivilbevölkerung, teils mit Volksdeutschen, teils mit Ungarn in einem Dorf, wo wir nach Verlust unserer Panzer längere Zeit in Ruhe lagen. Als 19jähriger ohne jede sexuelle Erfahrung war ich in einer inneren Bereitschaft, mich in jedes hübsche junge Mädchen zu verlieben. Und ich verliebte mich auch in eine junge Volksdeutsche, der ich mit ihrer Mutter zur Flucht verhalf, und in eine junge Ungarin, Maria Molnar, deren Namen ich nie vergessen habe, von der ich damals auch meiner Mutter geschrieben habe. Und natürlich mochten die beiden Mädchen auch mich. Wir haben uns geküßt und geschmust, ich weiß heute noch was „Ich liebe dich“ auf ungarisch heißt, aber das war es dann auch schon.

Als unsere Jagdpanzerkompanie zur Neuaufstellung verlegt wurde, wurden wir mit vielen Tränen verabschiedet.

Dieter Pfeiffer, Berlin

Zu Rosa und Karl verniedlicht

Betr.: „Bekenntnis zu linker Gewalt“ (Nr. 3)

Was macht eigentlich der Verfassungsschutz, wenn Linksextreme, die, von ihren geäußerten Meinungen ausgehend, durchaus als Verbrecher bezeichnet werden könnten, in der deutschen Hauptstadt ihren Unrat von sich geben?

Wenn Medien, die geachtet werden wollen, Liebknecht und Luxemburg zu Rosa und Karl verniedlichen, dann verletzen sie ihre Informationspflicht. Würden sie ihre Leser objektiv über diese beiden roten Faschisten aufklären, würde es ihnen selbst absurd erscheinen, dieses kommunistische Gedenken wie eine Art Volksfest zu behandeln. Das zu beklagende an ihnen begangene Verbrechen macht sie leider nicht zu Demokraten. **Franz Machleit, Brandenburg**

Preußische Allgemeine Zeitung

WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
DAS OSTPREUSSENBLATT

Chefredakteur:
Hans-Jürgen Mahlitz
(kommissarisch, V. i. S. d. P.)

Chef vom Dienst, Leserbriefe, Bücher: Rebecca Bellano; **Politik, Panorama, Preußen/Berlin:** Hans Heckel; **Kultur, Unterhaltung, Leben heute:** Silke Osman; **Geschichte, Landeskunde, Ostpreußen heute:** Dr. Manuel Ruoff; **Heimatarbeit, Aktuelles:** Sverre Gutschmidt (kommissarisch); **Ostpreußische Familie:** Ruth Geede.

Freie Mitarbeiter: Wilfried Böhm, Dr. Richard G. Kerschhofer (Wien), Hans-Joachim von Leesen, Jürgen Liminski.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Knut Bantow.

Anschrift für alle: Parkallee 84/86, 20144 Hamburg. Verlag: Landsmannschaft Ostpreußen e.V., Parkallee 86, 20144 Hamburg. Preußische Allgemeine Zeitung/Das Ostpreußenblatt ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Förderkreises der Landsmannschaft Ostpreußen. – Ab 1. 1. 2006 Bezugspreis Inland 8,30 € monatlich einschließlich 7 Prozent Mehrwertsteuer, Ausland 10,50 € monatlich, Luftpost 14,50 € monatlich. Abbestellungen sind mit einer Frist von einem Monat zum Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten. Konten: HSH Nordbank, BLZ 210 500 00, Konto-Nr. 192 344 000. Postbank Hamburg, BLZ 200 100 20, Konto-Nr. 84 26-204 (für Vertrieb); Konto-Nr. 907 00-207 (für Anzeigen).

Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet. Rücksendung erfolgt nur, wenn Porto beiliegt. Für Anzeigen gilt Preisliste Nr. 28,. Druck: Schleswig-Holsteinischer Zeitungsverlag GmbH, Fehmarn Str. 1, 24782 Büdelsdorf . – ISSN 0947-9597.

Telefon (040) 41 40 08-0

Telefon Redaktion (040) 41 40 08-32
Fax Redaktion (040) 41 40 08-50
Telefon Anzeigen (040) 41 40 08-41
Telefon Vertrieb (040) 41 40 08-42
Fax Anz./Vertrieb (040) 41 40 08-51
http://www.preussische-allgemeine.de

E-Mail:
redaktion@preussische-allgemeine.de
anzeigen@preussische-allgemeine.de
vertrieb@preussische-allgemeine.de

Landsmannschaft Ostpreußen:
http://www.LM-Ostpreussen.de
Bundesgeschäftsstelle:
info@LM-Ostpreussen.de
Pressestelle:
presse@LM-Ostpreussen.de

Die Bezieher der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* werden mit dem Beginn des Abonnements Mitglieder der Landsmannschaft Ostpreußen e. V. und ihrer Untergliederungen. Die Aufnahme der Bezieher in die Heimatkreise oder Landesgruppen erfolgt durch schriftliche Beitrittserklärung. Diese kann zusammen mit dem Antrag auf Lieferung der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* erklärt werden. Der Mitgliedsbeitrag in Höhe von einem Drittel des Brutto-Inlandsbezugspreises der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* wird zusammen mit dem jeweils gültigen Abonnementspreis in einer Summe erhoben und dient der Unterstützung der Arbeit der Landsmannschaft Ostpreußen e. V.

www.preussische-allgemeine.de
Benutzername/User-ID: **paz**
Kennwort/PIN: **1551**

Als Kind aus dem Paradies vertrieben

Betr.: „Zentrum gegen Vertreibung“

Wenn ich mir religiös das Paradies vorstellen soll, so habe ich meine Schwierigkeiten. Wenn ich aber auf Erden das Paradies beschreiben soll, fallen mir nur meine Kinderjahre in meinem geliebten Ostpreußen ein. Die Lebenseinstellung meiner Eltern gab mir als Jungen das große Gut, was man allgemein als Vertrauen bezeichnet. Mit diesem Vertrauen erhielt ich eine behutsame kindgerechte „Freiheit“, so daß ich mein Paradies „Heimat“ erleben konnte. 1947 wurde ich mit meiner Mutter und drei Schwestern aus diesem Paradies vertrieben. Religiös kennen wir den Grund der Vertreibung aus dem Paradies, aber was habe ich als Kind falsch gemacht, daß ich aus meinem Paradies vertrieben wurde? Heute nehme ich zur Kenntnis, daß die Tötung eines Menschen ohne Waffen vollzogen werden kann. Man nehme ihm das Heimatrecht, löse seinen Kulturkreis auf und verbiete ihm die Muttersprache. Sollte er dann immer noch nicht „gestorben“ sein, muß er noch begreifen, daß er kein Recht gehabt habe, im Land seiner Vorfahren geboren worden zu sein, auch wenn seine Vorfahren in diesem Land zirka 750 Jahre lang gelebt haben. Unterdrücker und Vertreiber haben immer ihre „Historiker“, die mit ihren Büchern in der Lage sind, Unrecht in Recht zu verwandeln.

Mir fiel vor langer Zeit eine eindrucksvolle Beschreibung des Begriffs „Heimat“ in die Hände: „Heimat“ im allgemeinen Sprachgebrauch einerseits der Ort und die Umgebung, an dem ein Mensch geboren wurde und wo er seine Kindheit verbrachte, andererseits die Umwelt, deren Einstellungen und Mentalität ihn geprägt haben. Der Begriff „Heimat“ bezeichnet meist ein subjektives Gefühl der Geborgenheit, engen Beziehungen sowie der Verbundenheit, die auf eine vertraute Umgebung zurückzuführen ist. Man spricht auch von einer geistigen, sprachlichen oder politischen „Heimat“. Als Gast in meinem ehemaligen „Paradies“ erlebe ich heute sehr intensiv, daß mit der Vertreibung der angestammten Bewohner auch das Land zerstört wurde. Die heutigen Bewohner hinterfragen sehr intensiv und ehrlich das Leben der früheren Bevölkerung in Ostpreußen. Zu erleben anläßlich der „Samländischen Kulturwoche 2004“. Die heutigen Bewohner werden keine blühende Landschaft mit gewachsener Kultur erleben können, dafür reichen leider nicht mehr ihre Lebensjahre und ihre heimatlichen Wurzeln haben sie im Mutterland Rußland.

Gedenkstätten, Mahnmale und große Soldatenfriedhöfe sollen den Menschen doch über Generationen hinweg beeinflussen, sein Handeln zum Wohle der Menschheit zu begreifen. Auf den Wiederaufbau der Frauenkirche in Dresden hätte man bei einfacher Betrachtung verzichten können, da in Dresden genügend Gotteshäuser vorhanden sind. Viele Menschen in aller Welt spendeten aber für den Aufbau viele Millionen, weil sie nicht nur den Baustein, sondern zum Gedenken an die sinnlose Zerstörung, Geschichte und Versöhnung beitragen wollten, ja zum Wohle der Menschheit. Erwähnenswert ist, daß dieses große Werk durch die Aktivität einiger Menschen zustande kam, die sich nicht viel von der Politik erhofften.

Wo bleiben die aktiven Personen, die nicht lange auf Wohlwollen der Politik warten, sondern dem Beispiel „Frauenkirche in Dresden“ folgen und den gleichen Weg zum Bau des „Zentrums gegen Vertreibung“ beschreiten? Warum muß ein „Zentrum gegen Vertreibung“ von der Politik abgesegnet werden? Die Vertreibung von Menschen wird doch stets durch „Politiker“ angeordnet. Durch einen weltweiten Spendenaufruf würden sich Vertriebene angesprochen fühlen, dieses fehlende „Zentrum gegen Vertreibung“ zu finanzieren. In Dresden hat man gezeigt, wie man das macht.

Wer hätte in Berlin einen Bauplatz zu vererben?

Kurt Maibaum, Kiel

Ohne Haltung

Betr.: „Ein Leben für Deutschland“ (Nr. 52)

Offiziere waren einmal Vorbilder in Haltung, Mut, Ehrbarkeit und Anstand. Generäle waren Vorbilder der Vorbilder, sollten es zumindest sein. Wie überall gab es auch unter Offizieren und Generälen Abweichungen von der Regel. Sie waren aber so selten wie preußische Tugenden heute in der deutschen Generalität zu finden sind oder zu sein scheinen.

Wie ist es möglich, daß sich Offiziere dem Druck beugen, ihre Kameraden aus zwei Weltkriegen, die besten Soldaten der Welt (nach einer israelischen Untersuchung), zu verleumden, zu ignorieren, sie totzuschweigen?

Ich verstehe das nicht, habe wohl das Bild eines Offiziers vor mir, wie ich es im Zweiten Weltkrieg als junger Soldat erlebt habe. Ich wünsche mir, es gäbe heute noch solche Menschen.

Adrian Linke, Hagen

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in sinnwahrend gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.

Schloß im Angebot

Ein Katalog zeigt die Welt der privaten Burgen und Paläste

Von SILKE OSMAN

Zu keiner Zeit war es einfach, das kulturelle Erbe langfristig zu erhalten. Ein Beitrag hierzu ist die Öffnung weiterer Teile des Schlosses für Menschen, die inspiriert von Kultur, Tradition und Savoir-vivre sind. Deshalb freuen wir uns, Gäste begrüßen zu können, die Familienfeste und andere Events feiern möchten oder einen geeigneten Rahmen für Sitzungen und kleine Konferenzen suchen." Diese Worte Wilhelm-Alberts Herzog von Urach Graf von Württemberg mögen all die Familien unterstreichen, denen ihr großes Erbe am Herzen liegt, die es nicht dem Staat übereignet haben, weil sie den Unterhaltskosten nicht gewachsen sind. Ein Schloß, eine Burg mit vielen hundert Zimmern in einem jahrhundertealten Gemäuer vor dem Zahn der Zeit zu bewahren, verschlingt meist Unsummen Geldes. Selbst wenn aus Töpfen des Denkmalschutzes oder anderer, das kulturelle Erbe bewahrender Stiftungen hin und wieder Unterstützung kommt, ist es damit meist nicht getan. Das Erbe mit Leben zu erfüllen, andere daran teilhaben zu lassen, das haben sich die Schloßherren (und -herrinnen) von heute auf die Fahne geschrieben. Unterstützt werden sie dabei von der Verlegerin Freda Katritzky, die schon als Kind von Schlössern und deren Geschichte fasziniert war. Die Tochter eines englischen Chemieprofessors und einer Philosophin aus Bayern mit Wohnsitz in Monaco hatte jetzt die Idee, auch andere Menschen mit beeindruckenden Schlössern und Palästen in aller Welt bekanntzumachen. Kurzerhand setzte sie sich mit den Eigentümern in Verbindung und bat sie, ihre „Häuser" mit kurzen Texten zur Historie und zur jetzigen Nutzung vorzustellen. 20 Beispiele sind nun im ersten Band „Châteaux privés" zusammengefaßt, ein zweiter Band ist bereits in Planung (128 Seiten, durchgehend farbig illustriert, Klappbroschur, 25 Euro, zu bestellen über den PMD oder über das Internet unter www.chateauxprives.com).

Es ist eine bunte Welt – auch des Glamours –, die sich dem Leser auftut. Die „Reise" beginnt im englischen Northumberland, genauer gesagt in Alnwick Castle, wo der Zwölfte Herzog von Northumberland mit seiner Familie lebt. Das Schloß mit seinen phantastischen Empfangssälen, der Gemäldesammlung mit Werken von Canaletto, Tizian oder Raphael und einem wunderschön gestalteten Garten, der als Ort der Besinnung gedacht ist, lockt nicht nur Touristen, auch Filmproduzenten haben seinen besonderen Reiz entdeckt. Die beiden ersten Filme über den Zauberer Harry Potter wurden in Alnwick gedreht. In Frankreich liegt das Château de Vilette, das der in Shanghai geborenen Amerikanerin Olivia Hsu Decker gehört und das als Kulisse in verschiedenen Spielfilmen diente. Anders als die erfolgreiche Unternehmerin Decker, die das Objekt ihrer Begierde im Lande ließ, hat ihr Landsmann, der chinesische Millionär und Unternehmer Zhang Yuchen gehandelt. Er ließ kurzerhand das Schloß Laffitte kopieren und in der Nähe von Peking auferstehen. Entstanden ist ein Luxushotel mit 72 Zimmern. Märchenhaft auch die beiden indischen Paläste, die in dem Buch vorgestellt werden: der Jawahar Niwas Palast und Umaid Bhawan Palace, das eleganteste Palasthotel Indiens. Eher bodenständig wirken da die deutschen Schlösser und Burgen: Burg Hohenzollern, Schloß Sigmaringen, Schloß St. Emmeram, Schloß Lichtenstein, Schloß Sayn. Doch ob in England, Frankreich, Deutschland oder im Fernen Osten, stets umgibt eine Aura des Märchenhaften die Burgen und Schlösser, auch wenn sie und ihre Besitzer längst in der Gegenwart angekommen sind.



Foto: chateaux privés

Burg Hohenzollern: Der Stammsitz der Familie Preußen ist nicht zuletzt durch seine einzigartige Lage einen Besuch wert. Die Burg zählt zu den beliebtesten touristischen Attraktionen des Landes und bietet sich auch für private Feiern und Veranstaltungen an.

Feindliche Übernahme mit Folgen

Schweizer Regisseur dreht Spielfilm über einen arbeitslosen Manager – Gespräch mit dem Hauptdarsteller Ulrich Noethen

Eine Lastwagenkolonne steht in der Seitenstraße einer gemütlichen Wohngegend am Rande von Ludwigsburg. Die aufgefahrene Ausrüstung weist auf Dreharbeiten in der schwäbischen Kleinstadt hin. Wir stehen vor einem bungalowartigen Einfamilienhaus und warten darauf, einen Einblick in die Arbeit des Filmteams zu bekommen. „Bummm!" von Regisseur Alain Gsponer steht auf dem Drehplan.

Beim Betreten des Schauplatzes kommt uns ein sympathischer Mann entgegen. Erst auf den zweiten Blick erkennen wir Schauspieler Ulrich Noethen in ihm. Wir betreten das Wohnzimmer. Die Fensterfront gibt den Blick auf einen leicht abfallenden Garten frei. Im Zimmer wimmelt es von Menschen und Stellwänden. Nach einiger Zeit wendet sich uns ein großer, junger Mann zu. Regisseur Alain Gsponer skizziert den Journalisten mit ruhiger Stimme die zu drehende Szene.

„Bummm!" ist der zweite abendfüllende Spielfilm des Schweizers. Nach dem Erfolg von „Rose" auf dem Max-Ophüls-Festival konnte er zwei der namhaftesten deutschen Schauspieler für das Familiendrama gewinnen. „Katja Riemann und Ulrich Noethen waren von Anfang an meine Traumbesetzung. Natürlich hat man vor solchen Schauspielern unglaublich viel Respekt und ist am Anfang sehr vorsichtig", gibt er während der etwas improvisiert wirkenden Pressekonferenz zu. „Bummm!" ist ein Schauspielerfilm, darüber sind sich alle Beteiligten einig. Keine leichte Aufgabe für einen jungen Regisseur, doch Katja Riemanns Meinung über die Arbeit mit dem jungen Schweizer ist sehr positiv: „Er ist ein guter Regisseur, und es ist ein großes Vergnügen, mit ihm zu arbeiten – unabhängig von seinem Alter."

Mit ruhiger Hand bewegt Gsponer am Set die Fäden des Geschehens und versteht es, sensibel aber bestimmt mit den erfahrenen Schauspielern umzugehen.

Noethen sitzt indessen drehbereit auf der Wohnzimmercouch und lockert die Atmosphäre durch seine unkomplizierte Art auf. Dann ist auch die Kamera bereit. Noethen spielt einen Familienvater, der vom Schicksalsschlag der Arbeitslosigkeit getroffen, sich nun zu Hause zurechtfinden muß. Der Schauspieler lobt, „daß Alain Gsponer und sein Autorenteam einen sehr genauen Blick auf familiäre und gesellschaftliche Verhältnisse werfen".

In der folgenden Einstellung passiert nicht viel. Der Familienvater soll gelangweilt und wortlos auf der Wohnzimmercouch sitzen. Der 1959 in München geborene Schauspieler beweist Souveränität im Umgang mit der theaterähnlichen Situation. Er plaudert mit den Journalisten und kann sich dennoch im Handumdrehen auf seine Szene konzentrieren.

Eine zweite Einstellung mit Noethen wird gedreht, danach erscheint Katja Riemann und setzt sich neben ihren ehemaligen Theaterkollegen auf die Wohnzimmercouch, lächelt ins Blitzlichtgewitter. Mit einer breiten Geste fordert sie den jungen Regisseur auf, sich zu ihnen zu setzen. Sichtlich zurückhaltend gesellt sich der Schweizer zu seinen Stars. Über drei Jahre mußte er auf die Realisierung dieses Films warten. Die Zeit war nicht leicht: „Wenn man von der Filmhochschule kommt und seinen eigenen Film machen will, braucht man einen langen Atem. Man muß sich überlegen, wie man längere Zeit mit 600 Euro im Monat auskommt. Wenn man das nicht kann, wird es sehr schwierig." Gsponers Rechnung ist aufgegangen. Statt diverse „Tatorte" kann er nun seinen zweiten abendfüllenden Spielfilm realisieren, für den er immerhin ein Budget von 1,6 Millionen Euro zur Verfügung hat. Das Warten hat sich also gelohnt. Im Frühsommer kann sich auch der Kinobesucher davon überzeugen.

Simone Seidel und Carlo Avventi / Ricore

H*err Noethen, können Sie uns etwas über Ihre Rolle in „Bummm!" verraten?*

Noethen: Ich spiele einen Familienvater oder besser gesagt jemanden, der Broterwerb betreibt. Es handelt sich um einen richtiggehenden Workaholic, der zum mittleren bis höheren Management einer großen Firma gehört. Nun sitzt er plötzlich wegen einer feindlichen Übernahme auf der Straße. Er kommt nach Hause und lernt im Laufe des Films seine Familie kennen. Natürlich kennt er seine Angehörigen, aber er wird mit Dingen konfrontiert, von denen er keine Ahnung hatte. Er stellt zum Beispiel fest, daß sein älterer Sohn, der seinen Dienst bei der Bundeswehr leistet, schwul ist. Dann lernt er die Kunstgalerie seiner Frau kennen. Er finanziert sie zwar, weiß aber nicht, ob seine Frau nur ein Hobby betreibt oder richtige Ambitionen hat. Dann ist da noch sein jüngerer Sohn, der mit Sprengstoff experimentiert und Vogelhäuschen in die Luft sprengt. Mit der Zeit versteht er also, daß es zur Welt, in der er bisher gelebt hat, eine Parallelwelt gegeben hat, eben die seiner Familie.

Kann man diese Situation mit Ihrer persönlichen vergleichen? Gerade als Schauspieler ist man ja auch viel unterwegs.

Noethen: Nein. Das Leben, das ich führe, ist zwar auf seine Art auch entfremdet, aber bei weitem nicht so, wie das des Protagonisten dieses Films. Klar: Ich bin auch längere Zeit von zu Hause weg, dafür sind aber die Zeiträume, die ich daheim verbringe, um so intensiver.

Sie spielen also einen Workaholic. Würden Sie sich selbst auch als arbeitssüchtig bezeichnen?

Noethen: Nein, das würde ich nicht. Wenn ich mal längere Zeit zu Hause rumhänge und nichts zu tun habe, dann werde ich schon kribbelig, gar keine Frage. Das merkt meine Frau daran, daß ich anfange, Quatsch zu machen. Ich versuche das zu kompensieren, indem ich daheim nicht auf der Couch herum liege, sondern meine häuslichen Pflichten übernehme. Ich kann zum Beispiel ganz gut kochen und nicht nur irgendwelche ausgefeilten Supermenus, sondern das ganz alltägliche Essen, das man Tag für Tag dem Schulkind auf den Tisch stellt.

Der Regisseur des Films ist sehr jung. Kannten Sie Alain Gsponer?

Noethen: Ich kannte Alain nicht. Ich habe das Drehbuch gelesen und fand schon die ersten Fassungen sehr gut. Ich finde, daß Alain Gsponer und sein Autorenteam einen sehr genauen Blick auf familiäre und gesellschaftliche Verhältnisse werfen. Erstaunlich bei so jungen Leuten. So pointierte und genaue Dialoge zu schreiben und dann noch über eine ältere Generation: Das ist schon etwas ganz besonderes.

Ihre Partnerin im Film ist Katja Riemann, mit der Sie bereits mehrmals zusammen gespielt haben. Wie sieht die Zusammenarbeit mit ihr aus?

Noethen: Katja und ich kennen uns schon seit einiger Zeit. Wir waren beide in Berlin am Schillertheater engagiert. Dann hat jeder seine eigene Karriere gemacht. Katja noch viel mehr als ich. Sie stand in den letzten Jahren im Rampenlicht und mußte unter einer regelrechten Pressekampagne leiden. Wir haben zum Beispiel in „Bibi Blocksberg" zusammen gearbeitet. Der Respekt und die Zuneigung zwischen Katja und mir sind mit der Zeit ständig gewachsen.

In Ihrer Filmographie fällt auf, daß Sie in vielen Kinderfilmen gespielt haben. Gibt es dafür einen Grund? Liegen Ihnen Kinderfilme besonders?

Noethen: Na ja, der Kinderfilm wird ja nach wie vor, selbst wenn man dafür den Bundesfilmpreis erhält, unter feuilletonistischen Gesichtspunkten eher mit einem Achselzucken wahrgenommen. Für mich ist es ganz wichtig, keine Berührungsängste zu irgendeinem Genre zu haben. Ich möchte aber auch nicht in eine Schublade gesteckt werden, nach dem Motto: Das ist der mit dem Kinderfilm. Zu einem gewissen Zeitpunkt waren Kinderfilme für mich genau das Richtige. Da kam zuerst das Angebot für „Das Sams". Das war einfach eine tolle Rolle, die ich mit Begeisterung gespielt habe. Danach haben sich andere Kinderfilme ergeben, und ich hab sie alle sehr gerne gemacht. Im Kinderfilm ist einfach eine andere Art zu spielen möglich. Sehen Sie, die Schauspielerei hat unglaublich viele Facetten. Leider sind viele meiner Kollegen zu ihrem Bedauern auf eine ganz schmale Bandbreite festgelegt. Ich habe stets versucht, mich dagegen zu wehren, so vereinnahmt zu werden. Zum Glück ist die Bandbreite meiner Rollen recht groß.

Das Gespräch führten Simone Seidel und Carlo Avventi / Ricore



Foto: ricore

Ratlos: Wie soll es weitergehen, fragt sich Ulrich Noethen als arbeitsloser Manager Roland Spatz.

MELDUNGEN

Kochbuch geplant

Allenstein – Der Landkreis Allenstein bereitet die Herausgabe eines Kochbuches vor. Er hofft noch in diesem Jahr das Buch veröffentlichen zu können. 20000 Zloty (gut 5000 Euro) würde die Buchveröffentlichung kosten.

Das Werk beinhaltet überwiegend ermländische Rezepte aus der Vorkriegszeit. Auch die ungewohnten Leckerbissen von im Ermland lebenden Ukrainern und Litauern finden hier ihren Platz. Die Rezepten stammen überwiegend aus ostpreußischen Kochbüchern der Region. „Wir haben drei solche Bücher bekommen“, erklärt A. Szeniawski vom Landratsamt in Allenstein. Die Übersetzer täten sich schwer mit den anstrengenden Texten. Selbst Personen mit guten Deutschkenntnissen seien nicht immer in der Lage, die Rezepte zu entziffern. Eines der Kochbücher wurde 1930 in Königsberg, wahrscheinlich für die Schüler einer Hauswirtschaftsschule, herausgegeben. Das Buch ist in deutscher Schrift verfaßt und entsprechend schwer zu übersetzen. Als Grund für das Buchprojekt nennt das Landratsamt die Bewahrung der Identität dieser Region. „Das Ermland hat eine reiche Geschichte, Kultur, Tradition, und das ist keine Schande!“ sagt Szeniawski. Auch A. Dowgiallo, der Besitzer eines „Ermländischen Wirtshauses“ in Dietrichswalde, befürwortet das Projekt: „Das ist eine sehr gute Idee, ein Kochbuch zu erstellen! Bis jetzt hat keiner ein anständiges Kochbuch der ermländischen Küche herausgegeben. Das Interesse an Leckerbissen dieser Region wächst. Die Gäste sind sehr mit unserem Essen zufrieden.“

Bereits im September letzten Jahres gründete das Allensteiner Landratsamt zur Verbesserung der Koordination der lokalen ermländischen Arbeit den Verband „Ermländisches Haus“.

Aneta Maciag

EU-Millionen für Elbinger Hafen

Elbing – Elbing besinnt sich seiner hanseatischen Tradition. Für 25 Millionen Zloty (über sechseinhalb Millionen Euro), die überwiegend aus Strukturfonds der Europäischen Union stammen, soll der Hafen erneuert werden. Zwei 90 Meter hohe Containerbrücken werden bis zu 700000 Tonnen pro Jahr umschlagen können. In Elbing rechnet man mit neuen Arbeitsplätzen und einer Entwicklung im Tourismusbereich. So wurde die Schiffsverbindung zwischen der Masurischen Seenplatte und dem Frischen Haff modernisiert.

Aneta Maciag

Straßenneubau geplant

Allenstein – Allenstein soll eine neue Umgehungsstraße erhalten, welche die Straße 51 mit der Straße 16 verbindet. Der erste Entwurf und ein Kostenvoranschlag in Höhe von 400 Millionen Zloty (rund 105 Millionen Euro) liegen bereits vor. Die Freude darüber ist jedoch geteilt, denn die neue Straße soll durch heute noch ruhige Orte führen. Im Jahre 2011 sollen die Bauarbeiten beginnen. Noch handelt es sich allerdings nur um Planungen, und die Entscheidung, ob sie Realität werden, kann noch Jahre dauern.

Aneta Maciag

»Das schaffen nicht sehr viele«

Wolf Wiechert zeigt seiner Familie Ostpreußen, wo er geboren ist / letzter Teil

Wolf Wiechert samt Frau und Kindern hat sich mittlerweile in ihrem ostpreußischen Feriendomizil eingelebt. Sie wissen, wo und wie der Supermarkt ist, wo man Fisch kaufen und gut essen kann und die wunderbaren Sahneschnitten mit Früchten bekommt, wann Markt ist in Angerburg und wo die Polizei blitzt. Daß es ganz in der Nähe einen Soldatenfriedhof gibt, hoch über dem See inmitten breitastiger Kiefern, erfahren sie erst ziemlich spät, von einem Deutschen, der bei ihnen unten im Haus wohnt, regelmäßig hier Urlaub macht und sich nicht nur, was Geschichte angeht, dementsprechend gut auskennt.

Es ist Sonntag. Es ist herrliches Sommerwetter. Nachdem Frühstück im Freien machen sie sich auf den Weg zu jenem Friedhof, den sie jetzt, wo sie es wissen, am anderen Seeufer ausmachen können. Sie gehen vielleicht eine halbe Stunde immer nahe am See, vorbei am Wasserwirtschaftsamt, einem soliden Gebäude aus der Vorkriegszeit, und leicht ansteigend schließlich zu jener Ansammlung von mächtigen Kiefern, die aus dem sonstigen, eher jungen gemischten Bewuchs auffällig herausragen. Das sind alte Bestände, vermutlich aus der Zeit um 1915, in der wohl der runde, von einer niedrigen massiven Mauer umgebene Friedhof angelegt worden ist. In der Mitte steht ein großes Kreuz, neueren Datums. Die Anlage ist erst wieder in den letzten Jahren restauriert worden – bei Gräbern aus dem Ersten Weltkrieg geht das offensichtlich. Damals kämpften ja auch Deutsche gegen Russen, nicht gegen Polen.

Polen als Staat existierte überhaupt noch nicht wieder, schon seit 1795 nicht mehr! Die polnische Nationalhymne beginnt nicht ohne Grund mit dem sehnlichen Wunsch: „Noch ist Polen nicht verloren!“ Der überwiegende Teil der polnischsprachigen Gebiete gehörte zum Zarenreich, war russische Provinz. Erst nach der deutschen Niederlage im Ersten Weltkrieg entstand wieder ein polnischer Staat, damals auch schon auf Kosten deutscher Gebiete, etwa Ostoberschlesiens. In Masuren gab es immerhin eine Volksabstimmung. Weit über 80 Prozent stimmten für den Verbleib beim Deutschen Reich, obwohl sich Polen wegen der vielen slawischstämmigen Masuren Hoffnung gemacht hatte. Nach dem Zweiten Weltkrieg dann erfolgte eine regelrechte Westverschiebung des polnischen Staates in die deutschen Ostprovinzen Ostpreußen, Pommern und Schlesien. Ein Drittel des Reichsgebietes ging verloren. Eine über 700jährige deutsche Zivilisation wurde ausgelöscht. 14 Millionen Deutsche mußten ihre angestammte Heimat verlassen. Zwei Millionen kamen dabei um.

Familie Wiechert geht die einzelnen Grabsteine ab. Der Name Sommerfeld taucht mehrmals auf, einer von Wolf Wiecherts Vorfahren hieß so. Mittlerweile sind auch polnische Ausflügler da. Von hier aus hat man hat einen herrlichen Blick über die Seen. So ist diese Anlage als Ort der Besinnung und Erholung zu Recht wieder saniert worden, der Sinn von Sammlungen für den Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge (VDK) am Volkstrauertag auch den Wiechert-Kindern besonders klar geworden.

Ihr Urgroßvater war Zeitzeuge des damaligen deutsch-russischen Kampfes um Ostpreußen, bei dem die hier liegenden Soldaten gefallen sind. Im Gegensatz zu seiner Familie war er nicht vor den russischen Eroberern geflüchtet, und hat so die russische Besatzung erlebt. Schon damals sollen die Russen geplünderte und abgefackelte Häuser, aufgeschlitzte Betten und zerschlagene Waschbecken hinterlassen haben. In der Bibel von Wolf Wiecherts Großvaters gibt es zahlreiche Eintragungen aus diesen Kriegstagen, darunter diese: „In der Angst rief ich den Herrn an, und der Herr erhörte mich, und tröstete mich. (Psalm 118, 5)“ Daneben steht mit Bleistift geschrieben: „13. 9. 14“. Das ist nun über 90 Jahre her. Aus dieser Bibel lesen die Wiecherts noch immer und im Bewußtsein der Einzigartigkeit dieses Familienstücks, das gerettet wurde, am Heiligen Abend die Weihnachtsgeschichte: „Es begab sich aber zu der Zeit ...“, im plastischen, unverfälschten Lutherdeutsch mit strengem Genitiv und vokalreichen, altertümlichen Verbformen: „Und es waren Hirten in derselbigen Gegend auf dem Felde bei den Hürden, die hüteten des Nachts ihrer Herde ... Und die Hirten kehreten wieder um, preiseten und lobten Gott um alles, das sie gehöret und gesehen hatten, wie denn zu ihnen gesagt war.“

Die Spurensuche in Ostpreußen führte die Familie Wiechert auch nach Bartenstein. Wolf Wiecherts Vorfahren mütterlicherseits hatten dort ab dem 16. Jahrhundert gelebt, waren in der nahen Kirche von Moltheinen getauft, konfirmiert und zur letzten Ruhe geleitet worden.

Auf dem Friedhof ist nichts mehr zu sehen. Vergeblich suchten die Wiecherts in dem verwilderten Gelände nach Grabsteinen. Alle Steine mit deutschen Inschriften sind nach einem Erlaß der polnischen Regierung frühzeitig zerstört worden. Auch auf dem Gedenkstein für die Gefallenen der Kriege sind die Inschriften zerstört.

Der Hof der Eltern von Wolf Wiecherts Mutter, einer geborenen Plaumann, ist noch im Original erhalten, das heißt das alte Wohnhaus, dessen mit Schilf gedecktes Dach fast bis zum Boden reichte, haben die jetzigen Besitzer abgerissen. Aber das Gesindehaus beziehungsweise Altenteil, in dem die Polen jetzt wohnen, ist bis auf ein paar häßliche Veränderungen so erhalten geblieben wie es früher war, die alten Türen, die alten schönen Beschläge, wohl auch das Kaffeeservice, das man den Wiecherts vorsetzt. Denn auch hier werden Wolf Wiechert, seine Frau und seine Kinder herzlich empfangen, müssen sie die Alben mit den Hochzeitsbildern der Kinder ansehen, die in Drengfurt in der alten Ordenskirche geheiratet haben. Sie gehen im aufgeweichten Hof herum bis zum Teich hinter der Scheune, dem Poggenteich, sehen die leeren Storchennester. Und als Wolf Wiechert auf dem Gelände des ehemaligen Wohnhauses steht, wo jetzt Holz herumliegt, muß er an seine Mutter denken, die immer wieder erzählte, wie sie sich erschrocken hatte, als sie 1912 zur Beerdigung ihres Großvaters August Plaumann nach Bieberstein in das alte Haus kam und dort ihren Großvater im schwarzen Anzug aufgebahrt liegen sah, mit langem, breitem weißen Bart, der ihr wie ein Bettsack vorkam.

Der älteste Sohn Friedrich wollte den Hof nicht haben, überließ ihn seinem jüngeren Bruder und kaufte sich das viel größere alleinstehende Anwesen Meistersfelde, nicht weit von Bieberstein. Im Giebel einer Scheune stand noch bis vor wenigen Jahren „F 1915 P“. Die Plaumanns wirtschafteten gut. Während der Onkel für die Landwirtschaft zuständig war, hielt die Tante besonders viel auf ihren Garten, die Rosen vor allem.

1945 übernahm der Knecht den Hof und fuhr die alt gewordenen Besitzer mit deren Pferdefuhrwerk auf den Bahnhof. Sie wurden ausgewiesen und sind irgendwo unterwegs verhungert.

Der ehemalige Knecht und jetzige Besitzer des Hofes, mittlerweile selbst alt geworden, bot Wolf Wiechert und seinem Bruder vor zwei Jahren schon das Anwesen zum Kauf an, für einige Millionen Zloty. Jetzt lebt er in der Stadt, und eine neue Generation ist offensichtlich nachgezogen. Dieser Besitz hat was Herrschaftliches, wie man an dem schön verzierten Ofen und dem mächtigen Kronleuchter, die immer noch ihren Dienst tun, sehen kann.

Wolf Wiechert mit seiner Tochter auf dem Hof seines Onkels Friedrich in Meisterfelde

Der einzige Sohn Friedrich fiel im Krieg, seine sterblichen Überreste wurden von der Front auf den kleinen Friedhof gleich gegenüber überführt. Sein Grab haben die Wicherts bei ihrem Besuch vergebens gesucht. Auch hier sind alle Steintafeln, auf denen die Inschriften standen, verschwunden, nur einige Sockel liegen noch zwischen den groß gewordenen Bäumen. Einen davon haben sie mitgenommen und in den heimischen Steingarten gestellt, ein Stück Heimat, ein trauriges Relikt freilich. Aber sie hatten nicht gerade viel zur Auswahl.

> Wolf Wiechert vermittelte seinen Kindern, daß man stellvertretend für ein Volk ohne Schuld materiell alles verlieren kann

Die Veranda vor dem Haus steht noch so wie vor 60 Jahren, die Verzierungen, die Fenster, alles ist noch so wie auf dem alten Foto, wo Wolf Wiecherts Mutter mit Onkel und Tante davor stehen. Als er das Foto den heutigen Besitzern zeigt, freuen sie sich, und als sie den deutschen Ortsnamen Meisterfelde hören, leuchtet's geradezu auf, wiederholen sie den Namen, hatten ihn wohl schon mal gehört. Die Tochter hat Deutsch auf der Schule gelernt. Es gibt offensichtlich verwandtschaftliche Verbindungen in die Bundesrepublik Deutschland. Jetzt stehen ihre Familienfotos auf dem Gesims des schön verzierten Ofens.

> Der Besuch eines Soldatenfriedhofs verdeutlicht den Kindern den Sinn der Volkstrauertagssammlungen des VDK

So hat Wolf Wiechert seinen Kindern auch diese Orte ihrer ostpreußischen Herkunft gezeigt, von der sie bewußt oder unbewußt einiges mitnehmen werden. Und sie haben sehen können, daß man materiell alles verlieren kann, unschuldig übrigens, stellvertretend für ein ganzes Volk, das ein Drittel seines Staatsgebietes verloren hat. Dies alles unmittelbar zur Anschauung gebracht zu haben, macht Wolf Wiechert froh an diesem Abend. ‚Das schaffen nicht sehr viele‘, sagt er sich, ‚oder wollen es denn auch gar nicht‘. W. W.

MELDUNGEN

Sicheres Allenstein

Allenstein – Laut der Allensteiner Polizei ist die Stadt die zweitsicherste in der ganzen Republik. Es ist nicht lange her, da lief sie in dem Ranking unter ferner liefen. Viel hat sich inzwischen getan. So sind in der Woiwodschaftshauptstadt bereits jetzt 24 Überwachungskameras installiert, und in diesem Jahr sollen noch acht weitere folgen. Mit finanzieller Unterstützung der Stadt hat die Polizei vor kurzem drei neue Dienstautos erworben. Der Sicherheit der Bewohner mißt der Stadtrat große Bedeutung bei, und so kommt er den finanziellen Wünschen der Polizei entsprechend gerne entgegen. Immerhin ist öffentliche Sicherheit auch ein Kriterium, von dem Touristen die Wahl ihres Urlaubsortes abhängig machen.

Aneta Maciag

»Antenne« eröffnet

Allenstein – Die italienische Provinz Perugia hat in Allensteins Rathaus eine offizielle Vertretung. Die „Antenne“, so der von den Italienern gewählte Namen, ist eine Folge des im Jahre 2004 unterzeichneten Vertrages zwischen Perugia sowie der Region Ermland, vertreten durch die drei Kreise Allenstein, Heilsberg und Braunsberg (vgl. Folge 3/2005), und der nun schon anderthalb Jahre währenden Zusammenarbeit. Wie der Allensteiner Kreistagsabgeordnete Zbigniew Dabkowski sagte, könnte die polnische Seite von den Italienern vor allem lernen, wie man Gelder der Europäischen Union für den Umweltschutz, die Kultur und die Entwicklung des Tourismus erlangen kann. Darüber hinaus erleichtert die Vertretung, nach Ansicht des Assessors Ricardo Fioriti, den gegenseitigen Erfahrungsaustausch. Die beiden Regionen würden hinsichtlich der Größe der Städte und Beschäftigungsstruktur durchaus Ähnlichkeiten aufweisen.

Ringen um Flughafen

Schiemanen – Lidia Staron, Abgeordnete der „Bürgerplattform“ (PO), und Jerzy Szmit, Senator der Partei „Recht und Gerechtigkeit“ (PiS), versuchen mittlerweile bereits seit drei Monaten vergebens, die Woiwodschaftspolitiker und die Anteilseigner der Gesellschaft „Polskie Porty Lotnicze Warmia i Mazury“ (Polnische Flughäfen in Ermland-Masuren) dazu zu bewegen, die komplizierte Rechtssituation zu klären, damit der bei Ortelsburg gelegene Flughafen Schiemanen endlich wieder geöffnet werden kann. Laut Janusz Cichon, Verwaltungsvorstandsmitglied der Woiwodschaft Ermland und Masuren, ist auch die Politik für eine Wiederbelebung des Flughafens.

Besitzer des Flugplatzes in Schiemanen ist seit dem Jahre 2004 das Militär. Es liegt nun im Ermessen des zuständigen Ministers, ob die Startbahn der Woiwodschaft überlassen wird. Erst dann könnten die Renovierungsarbeiten beginnen, und der Flughafen Schiemanen für die Öffentlichkeit geöffnet werden. Nach Meinung der Parlamentarier genügen Investitionen von einigen zigmillionen Zloty, damit Schiemanen jährlich einige zigtausend Passagiere empfangen kann. Endziel wären mehr als 200000 Fluggäste pro Jahr.

»Flugzeit beträgt nur noch eine Stunde«

Königsbergs Gouverneur besuchte Berlin aus Anlaß der Wiederaufnahme der Flugverbindung

Von MANUELA ROSENTHAL-KAPPI

Klaus Wowereit, Berlins Regierender Bürgermeister, begrüßte vergangenen Dienstag um 11 Uhr in seinem Dienstsitz, dem Roten Rathaus, eine Delegation aus dem Königsberger Gebiet. Geleitet wurde die russische Delegation von Georgij Boos, dem Gouverneur der Exklave, Jurij Sawenko, dem Oberbürgermeister der Pregelmetropole, und Sergeij Jastrschembskij, dem Europa-Beauftragten des Präsidenten der Russischen Föderation. Mit von der Partie waren Vertreter im Gebiet ansässiger Großunternehmen wie „Avtotor“, des Marine- und Fischereihafens sowie einflußreicher Banken, unter anderem der „Sberbank“ und „Investbank“. Anlaß des Besuchs war die Aufnahme der Direktflugverbindung zwischen der deutschen und der ostpreußischen Hauptstadt.

Nach der Begrüßung trugen sich der Gouverneur und der Oberbürgermeister im Arbeitszimmer in das Gästebuch der Stadt Berlin ein. Anschließend führte Wowereit mit den russischen Gästen ein Gespräch im Amtszimmer. Um 11.30 Uhr eröffneten sie gemeinsam die Fotoausstellung „Der Flug von Königsberg nach Kaliningrad“ im großen Festsaal.

Wowereit: „Ich freue mich über den Besuch der Delegation aus Kaliningrad, dem früheren Königsberg, im Berliner Rathaus. Es ist ein schöner Anlaß für diesen Besuch. Nach Jahrzehnten ist Berlin wieder direkt mit einer Flugverbindung mit Königsberg verbunden. Die Flugzeit beträgt nur noch eine Stunde. Das sind gute Rahmenbedingungen für einen Ausbau der Beziehungen mit diesem Teil der Russischen Föderation. Berlins Position im Ostseeraum wird mit dieser Flugverbindung gestärkt.“

Ähnlich äußerte sich Georgij Boos in seinem Vortrag, der den vielsagenden Titel „Die Kaliningrader oblast' öffnet sich“ trug. Boos sprach über Investitionsbedingungen und -garantien; Energie und Transport waren die Schlüsselthemen, mit denen der Gouverneur die Anwesenden, vor allem die Direktoren von Daimler-Chrysler, Siemens, MAN und diverser Banken, ansprach.

Seit dem 28. Dezember 2005 fliegt die russische Fluggesellschaft KD Avia zweimal pro Woche jeweils dienstags und freitags zwischen Berlin-Tegel und Königsberg. Die Fluggesellschaft zeigte aus diesem Anlaß bis letzten Mittwoch im Roten Rathaus in der Fotoausstellung „Der Flug von Königsberg nach Kaliningrad“ die Geschichte der Flugverbindungen zwischen den beiden deutschen Metropolen. Vor 85 Jahren, am 28. Dezember 1920, wurde die erste Direktflugverbindung aufgenommen. Diese Entwicklungen hat der Autor Walerij Zwetkow in einem Buch zusammengestellt, das im Rahmen der Ausstellungseröffnung präsentiert wurde.

Georgi Boos (links) und Klaus Wowereit vor dem (Ost-)Berliner Fernsehturm

Foto: ddp

MELDUNGEN

Winter fordert seine Opfer

Allenstein – Schwerwiegend sind die Folgen des Schneefalles und des starken Frostes auch im südlichen Ostpreußen. Zwei Personen starben. Auf den Straßen herrschten fatale Fahrbedingungen. Es verspäteten sich Züge und Omnibusse. Sportveranstaltungen wurden abgesagt. Schulunterricht fiel notgedrungen aus.

In Neidenburg wurde ein 51jähriger Mann frühmorgens tot aufgefunden. Er war in der Nähe seiner Wohnung an Unterkühlung gestorben. Die Polizei ermittelt noch, ob der Mann vor seinem Tod Alkohol getrunken hat. Das zweite Opfer des Frostes im südlichen Ostpreußen ist eine etwa 40jährige Frau, die in der Nähe der Allensteiner Schrebergärten „Skanda“ gefunden wurde. Nach Angaben der Polizei erfror die Frau.

Die Fahrbedingungen auf den Straßen des südlichen Ostpreußen sind sehr schlecht. Einige sind schneeverweht, sogar die Hauptstraßen der Region. Besonders schwer kommt man im westlichen Teil der Wojewodschaft Ermland und Masuren voran. Zur Beseitigung des Schnees auf den Fahrbahnen hilft noch nicht einmal Salz, da es bei derart niedrigen Temperaturen wirkungslos ist. Es verspäten sich die städtischen, aber auch die Überlandbusse. Jene nach Allenstein haben etwa 20minütige Verspätung. Einige Linien wurden sogar eingestellt.

Auch die Züge verspäteten sich. In der Woiwodschaftshauptstadt kamen sie mit einer Verspätung von bis zu einer halben Stunde an.

An einem Morgen waren etwa 500 Menschen aus der Umgebung von Allenstein von der Stromversorgung abgeschnitten. Etwa 50 Transformatorenstationen waren in der Region beschädigt. Unter der Schneelast knickten in der Umgebung von Korschen und Ortelsburg Bäume um und zerrissen zwei Stromleitungen. Die Elektriker beseitigten bis zum Nachmittag alle Schäden. Inzwischen hätten alle wieder Strom, gab Grazyna Banasiewicz-Burdal vom Elektrizitätswerk in Allenstein mittlerweile Entwarnung.

Der starke Frost führte auch dazu, daß im südlichen Ostpreußen immer mehr Schulen ab Mitte letzten Monats den Unterricht einstellten. Die Schulen blieben aber geöffnet, um den Schülern den Aufenthalt in den warmen Schulräumen zu ermöglichen und ihnen eine warme Mahlzeit geben zu können. Wie viele der etwa 500 Schulen der Region ihre Arbeit unterbrochen haben, ist noch unbekannt.

Klagen über Zahlungsmoral

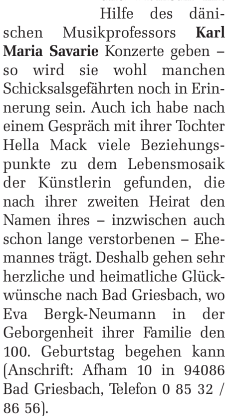
Besleiden – Bei der Modernisierung des polnisch-russischen Grenzübergangs in Besleiden, die zu drei Vierteln mit Mitteln aus dem Schengenprogramm der Europäischen Union finanziert wird, ist es zu Unregelmäßigkeiten gekommen. Die Subunternehmer beklagen sich, daß das Generalunternehmen, immerhin eines der größten Bauunternehmen im südlichen Ostpreußen, für die ausgeführten Arbeiten nicht zahle. Die Forderungen beziffern sich auf einige zigtausend Zloty. Neben der EU will sich nun auch der neue Woiwode Adam Supel des Problems annehmen. Immerhin geht es um ein Auftragsvolumen von zusammen 16 Millionen Zloty (über vier Millionen Euro). Dafür sollen bis September dieses Jahres vier neue Gebäude entstehen: zwei allgemeine Kontrollhallen, ein Gebäude für die Zolldienste und ein Wirtschaftsgebäude.



Die ostpreußische Familie

Lewe Landslied und Familienfreunde,

es ist so eine Sache mit dem Alter. Als ich das erste Mal hörte, wie eine jüngere Kollegin von mir als „alte Dame“ sprach, da mußte ich doch tief Atem holen. Zum ersten Mal wurde mir bewußt, wie ich von Menschen aus meiner näheren Umgebung betrachtet wurde, mit denen mich sogar eine berufliche Beziehung verband – wir duzten uns doch, aber mit dieser Bezeichnung setzte sie eine unsichtbare Schranke. „Alte Dame“ – das klang respektvoll und distanziert, hob mich auf eine andere Ebene, über die ich bis dahin noch nicht nachgedacht hatte. Immerhin bewirkte die Bemerkung, daß ich über die gelebten Jahre nachzudenken begann, nicht nur über die meinen. Und so kann ich auch nicht mit wenigen Worte über manchen mir vorgetragenen langen Lebensweg hinweggehen, ihn einfach mit ein paar Namen und Daten abhaken – das werden viele Leserinnen und Leser schon lange bemerkt haben, und vielleicht macht dies auch die Besonderheit unserer „Ostpreußischen Familie“ aus. So will ich auch gerne dem Wunsch von unserer Leserin **Hella Mack** nachkommen, den Lebensweg ihrer Mutter **Eva Bergk** hier aufzurollen, der einen Meilenstein erreicht hat, der von besonderer Bedeutung ist: Eva Bergk wird am 6. Februar 100 Jahre alt! Und wie immer, wenn es sich um die Biographie einer Ostpreußin handelt, wird es viele Berührungspunkte geben – nicht nur für mich, sondern auch für manche Leser und vor allem Leserinnen. Denn Eva Bergk war, als sie noch Eva **Neumann** hieß, als junge Sängerin und Konzertpianistin vor allem durch ihre Tätigkeit beim Reichssender Königsberg bekannt. Als Eva **Friese** am 6. Februar 1906 in Königsberg geboren, nahm sie nach ihrer Heirat den Namen ihres Mannes an, unter dem sie auch als Künstlerin auftrat. Da Eva Neumann ihr Studium am Königsberger Konservatorium als staatlich geprüfte Gesangs- und Klavierlehrerin abgeschlossen hatte, konnte sie neben ihrem künstlerischen Einsatz auch eine Lehrtätigkeit als Gesangs- und Klavierlehrerin am Bismarck-Oberlyzeum ausüben. Das war vor allem für sie und ihre kleine Tochter wichtig, denn Eva Neumann war sehr früh Witwe geworden. Während des Krieges wurde sie im Rahmen der Truppenbetreuung vor allem als Volksliedsängerin eingesetzt. Und dann erlitt sie das Schicksal aller Ostpreußen: Sie mußte die Heimat verlassen. Ende Februar 1945 gelang es Eva Neumann, mit Tochter und Mutter aus dem eingekesselten Königsberg herauszukommen und sich nach Gotenhafen durchzuschlagen, wo sie auf einem Floß zu dem Passagierschiff des Norddeutschen Lloyd „Der Deutsche“ gelangten, das sie trotz Bombentreffer sicher nach Dänemark brachte. Während der Internierung durfte die Sängerin und Pianistin mit Hilfe des dänischen Musikprofessors **Karl Maria Savarie** Konzerte geben – so wird sie wohl manchen Schicksalsgefährten noch in Erinnerung sein. Auch ich habe nach einem Gespräch mit ihrer Tochter Hella Mack viele Beziehungspunkte zu dem Lebensmosaik der Künstlerin gefunden, die nach ihrer zweiten Heirat den Namen ihres – inzwischen auch schon lange verstorbenen – Ehemannes trägt. Deshalb gehen sehr herzliche und heimatliche Glückwünsche nach Bad Griesbach, wo Eva Bergk-Neumann in der Geborgenheit ihrer Familie den 100. Geburtstag begehen kann (Anschrift: Afham 10 in 94086 Bad Griesbach, Telefon 0 85 32 / 86 56).



Ruth Geede Foto: privat

Natürlich bildet dieser Glückwunsch im Rahmen unserer Ostpreußischen Familie eine Ausnahme – und noch eine zweite muß ich machen, aber diese hat in unserer Zeitung ihre volle Berechtigung. Denn mein alter Kollege **Joachim Piechowski** feiert seinen 80. Geburtstag. Langjährigen Leserinnen und Lesern wird der Name vertraut sein, denn der Journalist und Redakteur gestaltete lange Jahre unser *Ostpreußenblatt* maßgeblich mit. Deshalb viele Grüße und Glückwünsche von den alten Getreuen aus dem eiskalten deutschen Norden in das ferne, hoffentlich wärmere Spanien.

So, aber nun zu unserer eigentlichen Aufgabe, der Suchwünschen, denn es hat sich schon wieder ganz schön was angesammelt. Da lasse ich zuerst **Heinz Koßmann** zu Worte kommen, der bei einer Leseprobe der *PAZ* auf unsere Ostpreußische Familie stieß und von den Wünschen und Erfolgen las. Unsere Kolumne schien ihm ein bisher noch nicht begangener, aber vielversprechender Weg, etwas über seinen Vater und die Großeltern zu erfahren, da seine bisherigen Nachforschungen ergebnislos blieben. Wohl aufgrund fehlender Unterlagen, über die wir auch nicht verfügen – aber wir haben ja einen großartigen Leserkreis! Heinz Koßmann hatte zu seinem Vater **Paul Walter** Koßmann, * 17. Januar 1922 in Rastenburg, im Jahr 1951 den letzten direkten Kontakt. Der gelernte Fleischer hatte kurz vor Kriegsende in Freital bei Dresden **Ruth Giwoka** geheiratet. Aus dieser Ehe, die etwa 1948 geschieden wurde, ging Sohn Heinz hervor. Im Zeitraum 1951/52 war Paul Walter Koßmann in Beierfeld / Aue in dem in der August-Bebel-Straße gelegenen Heim III untergebracht. Danach verliert sich die Spur, es gab keinerlei Kontakte mehr zwischen Vater und Sohn, wohl verhindert durch die Scheidung der Eltern. Erst 1993 gelang es Heinz Koßmann – bedingt durch die Wiedervereinigung – einen Paul Koßmann in Hamburg aufzuspüren, ohne jedoch Klarheit über eine mögliche Identität zu erhalten. Ein erhoffter Briefverkehr scheiterte vor vier Jahren an der Aufgabe der genannten Wohnung in der Bachstraße 74 a, die Post kam ungeöffnet zurück. In den letzten Jahren gelang es Herrn Koßmann, zu mehreren Namensvettern in ganz Deutschland telefonisch Verbindung aufzunehmen – überall Fehlanzeige! Unserem Neuleser läßt es aber keine Ruhe, er möchte etwas über das Schicksal seines Vaters erfahren und mehr über ihn und seine Vorfahren wissen. Da Paul Koßmann in Rastenburg geboren wurde und auch dort seine Fleischerlehre absolvierte, müßte die Familie Koßmann in der Stadt oder näheren Umgebung gewohnt haben. Wer erinnert sich an sie und kann Angaben machen? Es wäre schön, wenn der so lange erfolglos Suchende über unsere Ostpreußische Familie endlich etwas erfahren könnte (Heinz Koßmann, Wallstraße 49 in 06484 Quedlinburg).

Eine gute Formulierung unserer Familienarbeit hat mir unser Leser **Karl-Heinrich Friedrich** in die Hand gegeben: Dialog mit den Lesern. Es ist ja für mich kein einseitiges Schreiben wie in vielen anderen Artikeln und Erzählungen, sondern eine Übermittlung von Fragen und Wünschen, die ich an unsere Leser weiterleite, denn sie verhelfen ja zu dem ungewöhnlichen Erfolg. Daß die von mir gewählte Art und Weise als ansprechend empfunden wird – das freut mich, freut mich sogar sehr, und dafür danke ich Herrn Friedrich. Der natürlich in seiner E-Mail nicht nur lobt, sondern auch um die Veröffentlichung seiner Wünsche bittet, um die „Löcherchen“ in seiner Familiengeschichte stopfen zu können, und das sind nicht wenige! Es geht um die Familie seiner Großmutter, einer geborenen Schiemann, aus Podszunen / Eichenheim, Kirchspiel Schille / Szillen, Kreis Tilsit-Ragnit. (Wer kennt nicht die erschütternde Ballade „Der Wächter von Szillen“ von Charlotte Wüstendörfer?) Der Urgroßvater des Schreibers, der Gutsbesitzer **Otto Schiemann**, heiratete 1875 die Witwe **Henriette Kieselbach** aus Groß Oschkinnen / Großossen, Kirchspiel Jurgaitschen / Königskirch. Eine der Töchter aus dieser Ehe war Herrn Friedrichs Großmutter, **Marie Helene Schiemann**, * 19. November 1878 in Groß Oschkinnen, die mit ihren Schwestern in Podszunen aufwuchs. Marie – echt ostpreußisch „Mieze“ genannt – absolvierte bei ihrem Onkel **Eduard** Schiemann in Tilsit die kaufmännische Lehre und heiratete 1908 den Kaufmann **Hugo Lenkeit** aus Skardupönen. Das Ehepaar führte bis zum bitteren Ende 1945 in Mohrungen, Langgasse 2 ein Lebensmittelgeschäft, zu dem auch die Häuser Fleischerstraße 2 und Schmiedestraße 8 gehörten. Beim Einfall der Russen wurde das Ehepaar getrennt, Hugo Lenkeit kam nach Dänemark und lebte in verschiedenen Internierungslagern, darunter im Lager Nyborg I.

Es ergeben sich nun folgende Fragen: Wer kann als Nachkomme oder Bekannter der Familien Schiemann und Kieselbach aus dem Kreis Tilsit-Ragnit Herrn Friedrich mit näheren Angaben über diese und ihre Besitzungen unterstützen? Gerne würde er mehr über Podszuhnen und Gr. Oschkinnen erfahren. Urgroßvater **Leopold Otto** Lenkeit aus Skardupönen / Matzrode, * 1841, hatte mehrere Geschwister – gibt es Nachkommen von diesen? Im Mohrunger Geschäftshaus der Lenkeits waren die Herren **Baasner**, **Rekitte**, die Verkäuferinnen **Pelz** und **Rück** sowie die Hausgehilfin **Lilly** tätig. Wer kann über die Genannten etwas aussagen, wer besitzt Bildmaterial? Eine der Schwestern von Großmutter Marie (Mieze) Schiemann wanderte nach Nordamerika aus, sie soll noch 1980 nach Angehörigen – Tochter und Enkel von Marie – gesucht haben. Das waren die hauptsächlichsten Fragen von Herrn Friedrich, der aber auch unsern Lesern ein Angebot macht: Er verfügt über eine Liste, Stand vom 15. Juli 1945, der Internierten im Flüchtlingslager Nyborg mit Angaben über 294 Personen, und einen Aushangzettel des Lagerleiters **Paul Befeld** zu Mitgliedern des Lagervorstandes und der Kirchenkommission. Wenn jemand Auskunft benötigt, kann er sich an ihn wenden (Karl-Heinz Friedrich, Silenz 8a in 18569 Kluis / Insel Rügen, Telefon 03 83 05 / 5 31 45).

Eure

Ruth Geede

Ruth Geede



ZUM 100. GEBURTSTAG

Bergk, Eva, geb. Friese, verw. Neumann, aus Königsberg, jetzt Afham 10, 94086 Bad Griesbach, am 6. Februar

Kossina, Auguste, geb. Reimer, aus Fließdorf, Kreis Lyck, jetzt Sachsenallee 4 d, Pflegeheim „Helios Residenz Borna“, 04552 Borna, am 11. Februar

ZUM 98. GEBURTSTAG

Koschinat, Ernst, aus Bruchfelde, Kreis Tilsit-Ragnit und Königsberg, Tiepoltstraße 18, jetzt Im Lag 57, 56112 Lahnstein, am 7. Februar

ZUM 97. GEBURTSTAG

Göritz, Lebrecht, aus Alt Sellen, Kreis Elchniederung, jetzt Burggrafenweg 8, 70569 Stuttgart, am 10. Februar

ZUM 96. GEBURTSTAG

Bortzick, Helene, aus Eisermühl, Kreis Lötzen, jetzt Bergstraße 4, 65555 Limburg, am 10. Februar

ZUM 95. GEBURTSTAG

Borkowski, Herta, geb. Gonschorrek, aus Herrendorf, Kreis Treuburg, jetzt Welkartswiesen 22, 73116 Wäschenbeuren, am 6. Februar

Pogoda, Fritz, aus Lyck, jetzt Köslinerstraße 15, 25524 Itzehoe, am 6. Februar

Trampenau, Frieda, geb. Scherello, aus Tapiau, Altstraße, Kreis Wehlau, jetzt Bischoff-Fischer-Straße 49, 73430 Aalen, am 11. Februar

ZUM 94. GEBURTSTAG

Derda, Erna, geb. Lockowandt, aus Lyck, Bismarckstraße 32, jetzt Dorfstraße 35, 39638 Wannefeld, am 7. Februar

Schwetasch, Alwin, aus Passenheim, Kreis Ortelsburg, jetzt Blumenstraße 19, 91489 Wilhelmsdorf, am 7. Februar

ZUM 93. GEBURTSTAG

Bastin, Minna, geb. Petschull, aus Jagsten, Kreis Elchniederung, jetzt Lüscher Straße 23, 49377 Vechta, am 9. Februar

Dall, Charlotte, aus Rhein, Kreis Lötzen, jetzt Genossenschaftsstraße 1, 19348 Perleberg, am 9. Februar

Wisboreit, Elisabeth, geb. Schmidt, aus Groß Ponnau, Kreis Wehlau, jetzt Kampstraße 20, 33659 Bielefeld, am 8. Februar

ZUM 92. GEBURTSTAG

Ballnus, Hedwig, geb. Preikschat, aus Neuginnendorf, Kreis Elchniederung, jetzt Mittelstraße 7, 46485 Wesel, am 7. Februar

Becker, Dorothea, geb. Warda, aus Nikolaiken, Gut Schönberg, Kreis Sensburg, jetzt Wilhelm-Busch-Weg 1a, 31542 Bad Nenndorf, am 7. Februar

Born, Elisabeth, geb. Kupczyk, aus Treuburg, jetzt Unterm Breiten Berg 29, 07318 Saalfeld, am 10. Februar

Frost, Lena, geb. Wenzel, aus Kuckerneese, Kreis Elchniederung, jetzt Werkstraße 27, Sen.-Residenz Am Kurpark, 64732 Bad König, am 12. Februar

Huber, Auguste, aus Regeln, Kreis Lyck, jetzt Friedenstraße 18, 06729 Tröglitz, am 8. Februar

Knebel, Anna von, geb. Rohrmann, aus Prostken, Kreis Lyck, jetzt Poststraße 9a, 21709 Himmelpforten, am 9. Februar

ZUM 91. GEBURTSTAG

Briese, Irmgard, geb. Corny, aus Steinhöhe/Rogenau, Kreis Ortelsburg, jetzt Tilsiter Straße 6, 21481 Lauenburg, am 12. Februar

Hänsel, Edith, geb. Rinio, aus Lück, Königin-Luise-Platz 5, jetzt Am Küsterland 17, 44892 Bochum, am 6. Februar

Huwald, Anni, geb. Rosowski, aus Ortelsburg, jetzt Fronhofweg 35, 50321 Brühl, am 6. Februar

Leszinski, Otto, aus Seedorf, Kreis Lyck, jetzt Leistenbachstraße 24, bei Edelgard Gregolin, 61389 Schmitten, am 6. Februar

Oleschkowski, Marie, geb. Mucha, aus Paterschobensee, jetzt Grabower Weg 8, 39291 Reesen, am 8. Februar

Radtke, Hildegard, geb. Skalweit, aus Lindenhof, Kreis Wehlau, jetzt Lübecker Chaussee 20, 23858 Reinfeld, am 12. Februar

Schedlitzki, Willy, aus Herzogshöhe, Kreis Treuburg, jetzt Bösingfelder Straße 10, 31855 Aerzen, am 11. Februar

Seels, Gertrud, geb. Krisch, aus Goldensee, Kreis Lötzen, jetzt Forstgarten 2, 29614 Soltau, am 10. Februar

Tuttas, Wilhelm, aus Ebendorf, Kreis Ortelsburg, jetzt Kellerstraße 2, 25462 Rillingen, am 12. Februar

ZUM 90. GEBURTSTAG

Burkandt, Ulrike, geb. Kurpat, aus Groß Friedrichsdorf, Kreis Elchniederung, jetzt Bäckerstraße 70, 27404 Zeven, am 11. Februar

Duckwitz, Käthe, geb. Pingel, aus Klein Leschienen, Kreis Ortelsburg, jetzt Brunnenstraße 56, 40223 Düsseldorf, am 12. Februar

Gaehler, Elli, aus Lyck, jetzt Welker-Stift, Welkerstraße 15, 47053 Duisburg, am 6. Februar

Jakobeit, Gertrud, aus Königsberg, jetzt Dithmarscher Straße 2, DRK-Altenhilfezentrum, 25761 Büsum, am 28. Januar

Jonseck, Richard, aus Nußberg, Kreis Lyck, jetzt Hänflingsteig 3, 12685 Berlin, am 8. Februar

Knizia, Emma, aus Grammen, Kreis Ortelsburg, jetzt Droopskamp 12, 49090 Osnabrück, am 10. Februar

Lunk, Meta, geb. Hermann, aus Raging, Kreis Elchniederung, jetzt Clara-Zetkin-Straße 1, 99947 Bad Langensalza, am 6. Februar

Papajewski, Friedrich, aus Ittau, Kreis Neidenburg, jetzt Sikkingmühler Straße 214, 45772 Marl, am 10. Februar

Pharrherr, Anna, geb. Feierabend, aus Königsberg/Tannenwalde, jetzt Philosophenweg 6, 58540 Meinerzhagen, am 11. Februar

Scharfschwerdt, Bruno, aus Rödersdorf, Kreis Heiligenbeil, jetzt Im Knippert 8, 42551 Velbert, am 12. Februar

Schrader, Berta, geb. Kallwitz, aus Jägersdorf, Kreis Neidenburg, jetzt Tubben 13, 21465 Wentorf, am 12. Februar

Tillert, Franz, aus Blumental, Kreis Lyck, jetzt Schwanmanweg 3, 21614 Buxtehude, am 8. Februar

Ulkan, Käte, geb. Sbrzesny, aus Talussen, Kreis Lyck, jetzt Scharnhauser Straße 78/I, 73760 Ostfildern, am 10. Februar

ZUM 85. GEBURTSTAG

Babel, Gertrud, geb. Plaga, aus Lötzen, jetzt Kutzerstraße 15, 90765 Fürth, am 12. Februar

Böhnke, Gertrud, geb. Rodat, aus Wehlau, jetzt Volkardeyer Weg 16, 40472 Düsseldorf, am 8. Februar

Böschemeyer, Lieselotte, aus Lötzen, jetzt Ludwig-Brill-Straße 4, 49610 Quakenbrück, am 26. Januar

Buroff, Alma, geb. Skowronnek, aus Stettenbach, Kreis Lyck, jetzt Lisztweg 11, 82538 Geretsried, am 7. Februar

Dill, Elli, geb. Zobel, aus Pilgramsaue, Kreis Neidenburg, jetzt Bödekerstraße 48/511, 30161 Hannover, am 8. Februar

Gonlinski, Lieselotte, geb. Mrowka, aus Ringen, Kreis Treuburg, jetzt Togostraße 60, 47249 Duisburg, am 12. Februar

Gorinski, Otto, aus Kobilinnen, Kreis Lyck, jetzt Uetzer Straße 92, 31303 Burgdorf, am 9. Februar

Hensel, Annemarie, geb. Rosowski, aus Grünflur, Kreis Ortelsburg, jetzt Schulthaißstraße 5, 78462 Konstanz, am 11. Februar

Katzmarzik, Agnes, aus Liebenberg, Kreis Ortelsburg, jetzt Marienburger Straße 7, 25821 Bredstedt, am 6. Februar

Kolm, Ilse, geb. Gritzka, aus Lyck, Morgenstraße 4, jetzt Dorfstraße 10, 18317 Kückenshagen, am 8. Februar

Kühling-Schediwy, Ilse, aus Gedwangen, Kreis Neidenburg, jetzt Kirchhellener Allee 54, 46282 Dorsten, am 7. Februar

Pelka, Paul, aus Neuhof, Kreis Neidenburg, jetzt Danziger Straße 39, 25474 Ellerbeck, am 8. Februar

Reuter, Ingeborg, geb. Schmökel, aus Eisenberg, Kreis Heiligenbeil, jetzt Ahornweg 2, 72076 Tübingen, am 7. Februar

Ruschinzik, Adolf, aus Reinkental, Kreis Treuburg, jetzt Landsberger Straße 98, 53119 Bonn, am 12. Februar

Salewski, Franz, aus Langenhöh, Kreis Lyck, jetzt Posener Straße 30, 45888 Gelsenkirchen, am 10. Februar

Samorey, Marie, geb. Krajewski, aus Rummau, Kreis Ortelsburg, jetzt Riedensweg 39, 49134 Wallenhorst, am 12. Februar

Schelling, Frieda, geb. Tobjinski, aus Mükühnen, Kreis Heiligenbeil, jetzt Schwalbacher Straße 17, 50969 Köln, am 12. Februar

Schmidt, Gertraud, geb. Charzinski, aus Ortelsburg, jetzt Grolandstraße 67/St. Martin, 90409 Nürnberg, am 6. Februar

Swiskowski, Waltraud, aus Ortelsburg, jetzt Dölzigerstraße 3, 04178 Leipzig, am 6. Februar

Stof, Walter, aus Pobethen, jetzt Rosenweg 4, 27356 Rotenburg, am 12. Februar

Stolz, Erika, geb. Stolz, aus Inse, Kreis Elchniederung, jetzt Buer-Gladbecker Straße 31, 45894 Gelsenkirchen, am 11. Februar

Waschkowski, Gustav, aus Lindendorf, jetzt Spindelstraße 26 a, 49074 Osnabrück, am 11. Februar

Wiesneth, Anneliese, geb. Grünberg, aus Gehlenburg, Kreis Johannisburg, jetzt Penzoldtstraße 9, 91054 Erlangen, am 10. Februar

ZUM 80. GEBURTSTAG

Bublitz, Alfred, aus Friedrichshof, Kreis Ortelsburg, jetzt Müllensiefenstraße 6, 44894 Bochum, am 12. Februar

Elfert, Christel, geb. Reinies, aus Birkenheim, Kreis Elchniederung, jetzt Moorloge 3, 49453 Rehden, am 6. Februar

Gieseking, Werner, aus Frischenau, Stanillien, Kreis Wehlau, jetzt Laurinweg 6, 30179 Hannover, am 11. Februar

Hahn, Edith, geb. Pede, aus Allenburg, Friedländer Straße, Kreis Wehlau, jetzt Am Grünen Weg 14, 50169 Kerpen, am 8. Februar

Hermsdorf, Irmgard, geb. Hinz, aus Frischenau, Stanillien, Kreis Wehlau, jetzt Theodor-Heuß-Straße 5, 25980 Westerland, am 8. Februar

Höwel, Edith, geb. Raulin, aus Wiesenfeld, Kreis Treuburg, jetzt Sprützmoor 31, 22547 Hamburg, am 6. Februar

Horstmann, Prof. Dr. W. G., aus Widminnen, Kreis Lötzen, jetzt Am Hechenberg 15, 55129 Mainz, am 7. Februar

Iwanzik, Edith, geb. Koyro, aus Nußberg, Kreis Lyck, jetzt Rinscheweg 5, 48159 Münster, am 7. Februar

Kazanowski, Edith, geb. Deutschkämer, aus Eisenberg, Kreis Heiligenbeil, jetzt An den Eigenheimen 13, 17392 Sarnow, am 6. Februar

Klein, Rudolf, aus Lyck, jetzt 3218. Cedartree Cr., Mississauga/Ontario L4Y 3G4, Kanada, am 7. Februar

Kommoß, Karl, aus Sonnenborn, Kreis Mohrungen, jetzt Schubartweg 7, 71120 Grafenau, am 5. Februar

Krahn, Waltraud, geb. Hempler, aus Herdenau, Kreis Elchniederung, jetzt Lessingstraße 19, 04758 Oschatz, am 12. Februar

Kuczewski, Erich, aus Rummau-West, Kreis Ortelsburg, jetzt Danziger Straße 27, 47475 Kamp-Lintfort, am 11. Februar

Kulschewski, Horst, aus Reuß, Kreis Treuburg, jetzt Mühlentor 1, 19243 Wittenburg, am 12. Februar

Kutscher, Dorothea, geb. Ellendt, aus Thorn/Westpreußen, jetzt Ferdinand-Tönnies-Straße 16, 23701 Eutin, am 8. Februar

Laut, Else, geb. Kutz, aus Nußberg, Kreis Lyck, jetzt Platenmeisterstraße 53, 29525 Uelzen, am 8. Februar

Manske, Käthe, geb. Chille, aus Schuttschenofen, Kreis Neidenburg, jetzt Sonnenstraße 3, 18239 Satow, am 6. Februar

Masannek, Elly, aus Funken, Kreis Lötzen, jetzt Bogenstraße 60, 46562 Friedrichsfeld / Dinslaken, am 12. Februar

Mehring, Erika, geb. Plaep, aus Trömpau, Kreis Samland, jetzt Wiesenstraße 17, 49202 Hasbergen, am 18. Januar

Mordhorst, Elfriede, geb. Schlenger, aus Zinten, Kreis Heiligenbeil, jetzt Am Dörpsdiek 4, 24109 Melsdorf, am 10. Februar

Morris, Lindegard, geb. Lucks, aus Ortelsburg, jetzt Montrose Way, Nollamara 6061 Pearth, Australien, am 8. Februar

Nickstein, Benno, aus Klein Friedrichsgraben, Kreis Elchniederung, jetzt Schwarze Straße 101, 45326 Essen, am 9. Februar

Platz, Siegfried, aus Sensburg, jetzt Beethovenstraße 23, 53721 Siegburg, am 7. Februar

Pries, Paul, aus Bürgersdorf, Bürgersdorf West, Kreis Wehlau, jetzt Dorfstraße 17, 23326 Stocksee, am 9. Februar

Rauchhaus, Johanna, geb. Wittkowski, aus Ittau, Kreis Neidenburg, jetzt Berlepschweg 5, 37213 Witzenhausen, am 6. Februar

Redmer, Elfriede, aus Wehlau, Memeler Straße, jetzt Dienststraße 14, 35683 Dillenburg, am 11. Februar

Rossenbach, Luise, geb. Schön, aus Eiserwagen, Friederikenruh, Kreis Wehlau, jetzt Römerstraße 7, 51597 Morsbach, am 10. Februar

Schubert, Helene, geb. Kuklinski, aus Suleiken, Kreis Treuburg, jetzt Pilsener Straße 23, 70567 Stuttgart, am 11. Februar

Schukies, Helene, geb. Dziedzitz, aus Giersfelde, Kreis Lyck, jetzt Erlenweg 16, 42489 Wülfrath, am 8. Februar

Springer, Erich, aus Romau, Kreis Wehlau, jetzt Drosselstraße 2, 32602 Vlotho, am 11. Februar

Teufel, Kurt, aus Friedrichsthal, Kreis Wehlau, jetzt Am Kapplerstein 92, 57319 Bad Berleburg, am 6. Februar

Todzi, Heinz, aus Braynicken, Kreis Neidenburg, jetzt Waldrain 15, 38104 Braunschweig, am 10. Februar

Truppat, Gerda, geb. Schur, aus Tapiau, Kirchenstraße, Kreis Wehlau, jetzt Schlierbacher Straße 36, 73230 Kirchheim unter Teck, am 10. Februar

Werner, Otto, früher Cybulla, aus Magdalenz, Kreis Neidenburg, Karl-Marx-Straße 3, 01983 Großräschen, am 6. Februar

Wettlin, Waltraut, geb. Rosenbaum, aus Ostseebad Cranz, Kreis Samland, jetzt Rastenburger Straße 40, 27580 Bremerhaven, am 12. Februar

Wieland, Edeltraut, geb. Kinder, aus Neidenburg, jetzt Bodestraße 36, 61231 Bad Nauheim, am 7. Februar

Wiemann, Klaus, aus Barbseiden, jetzt Berliner Straße 7, 23714 Bad Malente, am 7. Februar

Witt, Grete, geb. Schmidt, aus Gowarten, Kreis Elchniederung, jetzt Am Wahrberg 6, 31061 Alfeld, am 8. Februar



ZUR DIAMANTENEN HOCHZEIT

Mill, Friedrich-Wilhelm, und Frau Margarethe aus Heiligenbeil, Abbau, jetzt St.-Georg-Straße 5, 37293 Herleshausen-Altefeld



ZUR GOLDENEN HOCHZEIT

Geschwendt, Otto, aus Baltupönen / Memelland, und Frau Dana-Mare, geb. Majorvischurte, aus Lemantai bei Sokaiten, jetzt Laisves 7, LT 5900 Taurage, Telefon (0 10 15) 00 37 04 46-5 51 86, am 12. Februar

Klask, Kurt, aus Treudorf, Kreis Ortelsburg, und Frau Hildegard, geb. Sengotta, aus Waldpusch, Kreis Ortelsburg, jetzt Dortmunder Straße 45, 45711 Datteln, am 11. Februar

Schmidtke, Fritz, aus Groß Klingbeck, und Frau Friedel, jetzt 8701-2nd Ave, 53143 Kenosha – Wisconsin, USA, am 10. Februar

ZUM 80. GEBURTSTAG

Ich bin so sehr Bayer wie Ostpreuße“, sagt Dietmar Labuhn von sich. Geboren wurde er in der Pregelmetropole Königsberg. Nach dem Krieg baute er sich in Augsburg in harter Arbeit eine Existenz auf. Seit 1995 reist er regelmäßig in die Heimat. Zum 80. Geburtstag am 23. Februar wird er sich dieses „schönste Geschenk“ wieder selbst machen, doch diesmal kommen wir mit, Deine Familie mit. Einen fröhlichen Geburtstag wünschen Dir Deine Anneliese, Rolf und Thomas.

ZUM 90. GEBURTSTAG

30 Jahre lang warst Du, liebe Ruth Schetat, stets für andere da. Als Diakonissin hattest Du viel zu tun. Mit 90 Jahren fühlst Du Dich noch nicht zu alt dafür, doch die Gesundheit spielt leider nicht mehr so mit. Wir wünschen Dir, die Du nie im Mittelpunkt stehen wolltest, alles Gute zum Geburtstag am 12. Februar. Deine Martina und Karl Zimmermann.

HÖRFUNK & FERNSEHEN

Sonnabend, 4. Februar, 20.15 Uhr, Arte: Bauen auf Vergangenheit. Doku

Sonntag, 5. Februar, 9.20 Uhr, WDR 5: Alte und neue Heimat. Magazin

Sonntag, 5. Februar, 23.55 Uhr, ZDF: ZDF-History. Magazin

Sonntag, 5. Februar, 15 Uhr, Hessen: Westwärts ins Ungewisse. Die ersten Vertriebenen in Hessen. Doku

Sonntag, 5. Februar, 11 Uhr, RBB: Herren und Häuser. Doku zu enteigneten Gütern

Montag, 6. Februar, 21 Uhr, Weltreisen, Kurland von Nidden bis Riga. Reise-Doku

Dienstag, 7. Februar, 14 Uhr, WDR: Östlich der Oder. Durchs Posener Land. Doku

Mittwoch, 8. Februar, 23.35 Uhr, MDR: Stalins Spuren. Haus der Regierung. Doku

Donnerstag, 9. Februar, 17.15 Uhr, Hessen: Ostpreußens Küste. Doku

Donnerstag, 9. Februar, 20.15 Uhr, RBB. Der Bombenkrieg. Geschichts-Doku

Landsmannschaftliche Arbeit Landesgruppen



Baden-Württemberg

Vors.: Uta Lüttich, Feuerbacher Weg 108, 70192 Stuttgart, Telefon und Fax (07 11) 85 40 93, Geschäftsstelle: Haus der Heimat, Schloßstraße 92, 70176 Stuttgart, Telefon und Fax (07 11) 6 33 69 80

Buchen – Freitag, 17. Februar, 14.30 Uhr Treffen in Hettingen im „Hasenwald" zur Faschingsrunde. Das Motto lautet: „Heut' wolln wir fröhlich sein". Kontakt: Rosemarie Sieglinde Winkler, Telefon (0 62 81) 81 37.

Esslingen – Donnerstag, 16. Februar, 15 Uhr findet im Waldheim auf dem Zollberg in Esslingen der Monatstreff statt. Gezeigt wird der Film „Die Reise nach Tilsit". Kontakt: Heinz Czwalina, Telefon (07 11) 36 22 86.

Freiburg – Sonnabend, 11. Februar, 15 Uhr steht der Nachmittag unter dem Motto „Mit der Transsibirischen Eisenbahn in die Vergangenheit". Es gibt eine Lesung aus dem Buch „Du sollst nicht sterben" durch Ursula Sehring im „Deutschen Kaiser", Günterstalstraße 38. Kontakt: Wolfgang Kollbau, Telefon (07 61) 40 61 20.

Heidelberg – Sonnabend, 18. Februar, 15 Uhr findet die Jahreshauptversammlung statt. Anschließend gibt es einen Dia-Vortrag „Kurzreise ins Baltikum". Kontakt: Eva Schmehling, Telefon (0 62 21) 43 68 18.

Ludwigsburg – Dienstag, 21. Februar, 15 Uhr Stammtisch in den Kronenstuben, Kronenstr. 2. Kontakt: Horst Glombowski, Telefon (0 70 62) 93 02 91.

Schorndorf – Dienstag, 21. Februar, 14.30 Uhr Treffen unter dem Motto „Wir sind närrisch, wir feiern Fasching". Die Gruppe schwingt das Tanzbein in der Karl-Wahl-Begegnungsstätte, Augustenstr. 4 mit der Kapelle Berger / Häffner.

Schwenningen – Donnerstag, 2. Februar, 14.30 Treffen der Senioren im Restaurant „Thessaloniki". Es werden Faschingsbräuche aus Königsberg und Stettin gezeigt. Danach gibt es einen Dia-Vortrag.



Bayern

Vors.: Friedrich-Wilhelm Böld, Tel. (08 21) 51 78 26, Fax (08 21) 3 45 14 25, Heilig-Grab-Gasse 3, 86150 Augsburg, E-Mail: info@low-bayern.de, Internet: www.low-bayern.de

Ansbach – Sonnabend, 18. Februar, 15 Uhr Treffen im „Hofbräuhaus" in der Brauhausstr. gegenüber dem Hauptgebäude zum „Brückencenter". Thema sind Störche in West- und Ostpreußen.

Augsburg – Sonnabend, 28. Januar, 14.30 Uhr Mitgliederversammlung in den Zirbelstuben anschließend „Kartoffelgerichte".

Bad Reichenhall – Mittwoch, 8. Februar, 15 Uhr Treffen im Hotel „Bayerischer Hof" zum Heimatnachmittag der Ortsgruppe.

Bamberg – Mittwoch, 15. Februar, 16 Uhr Treffen in der Gaststätte „Tambosi", Promenade. Kontakt: Ruth Leskien, Don-Bosco-Straße 9, 96047 Bamberg.

Erlangen – Dienstag, 21. Februar, 14.30 Uhr Treffen der Frauengruppe im Jugendzentrum Erlangen, Raum 20. Kontakt: Ursula Rosenkranz, Rathsbergerstr. 63, Rathsbergstift, 91054 Erlangen.

Landshut – Dienstag, 21. Februar, 14 Uhr Zusammenkunft in der „Insel". Es gibt einen Vortrag über das Königsberger Blutgericht.

München – Sonnabend, 18. Februar, 14.30 Uhr gemeinsame Kaffeetafel und Vortrag von Hans-Otto Kößler im Haus des Deutschen Ostens, Am Lilienberg 5, 81669 München. Thema: Martin Luther: „Was ich nicht oder auch nicht mehr wußte".

Nürnberg – Freitag, 10. Februar, 15 Uhr Treffen im „Tucherbräu" gegenüber dem Opernhaus. Programmänderung: Heinz Kurt Kays liest aus seinem Werk „Geschichten aus Masuren". Kontakt: Telefon (0 91 70) 72 74.



Berlin

Vors.: Hans-Joachim Wolf, Telefon (03 37 01) 5 76 56, Habichtweg 8, 14979 Großbeeren, Geschäftsführung: Telefon (0 30) 23 00 53 51, Deutschlandhaus, Stresemannstraße 90, 10963 Berlin

HEIMATKREISGRUPPEN

Angerburg / Darkehmen / Goldap – Donnerstag, 23. Februar, 14 Uhr Treffen in der „Oase Amera", Borussiastr. 62, 12103 Berlin zum lustigen Nachmittag mit Vorträgen. Anfragen bei Marianne Bekker, Telefon (0 30) 7 71 23 54.

Heiligenbeil – Erstes Treffen der Gruppe im neuen Jahr im Restaurant „Sternstunde", Kreuznacher Str. 29 (Nähe Breitenbachplatz) 14197 Berlin (U-Bahn und Busse 383, 348 und 101). Es werden wieder Video-Filme über unsere Heimat Ostpreußen gezeigt. Da es Faschingzeit ist, gibt es auch Kaffee und Pfannkuchen. Anmeldung bei Georg Vögerl, Buggestr.6 12163 Berlin, Telefon (0 30) 8 21 20 96.

Schloßberg – Donnerstag, 16. Februar, 13.30 Uhr Fasching im „Haus des Älteren Bürgers" in der Werbellinstraße 42, 12053 Berlin Neukölln, Telefon (0 30) 681 80 62 (U-Bahnen U7 und U8 und Busse 104 und 194). Kontakt: Erna Müller, Telefon (03 30 56) 7 59 72.

Tilsit-Stadt / Tilsit-Ragnit – Sonnabend, 18. Februar, 15 Uhr Treffen in den „Ratsstuben JFK", Am Rathaus 9, Berlin-Schöneberg. Anfragen Tilsit: Heinz-Günther Meyer, Telefon (0 30) 2 75 18 25, Ragnit: Emil Drockner, Telefon (0 30) 8 15 45 64.



Bremen

Vors.: Helmut Gutzeit, Tel. (04 21) 25 09 29, Fax (04 21) 25 01 88, Hodenberger Straße 39 b, 28355 Bremen. Geschäftsführer: Bernhard Heitger, Telefon (04 21) 51 06 03, Heilbronner Straße 19, 28816 Stuhr

Bremen – Dienstag, 7. Februar, 14 Uhr Treff der Wandergruppe im Roten Turm an der Domsheide. – Donnerstag, 16. Februar, 15 Uhr Treffen der Frauengruppe im „Hotel Westfalia". – Sonntag, 19. Februar Bremer Ostpreußentag mit Fleck und Klopsen. Kontakt: Telefon (04 21) 3 46 97 18. – Sonnabend, 18. März und Sonntag, 19. März, 7 Uhr ab ZOB Bremen Busfahrt zu überregionalen Einrichtungen der Vertriebenenkultur. Erste Station ist das Westpreußische Landesmuseum in Münster-Wolbeck. Das Museum versteht sich als zentrale Einrichtung westpreußischen Kulturguts. In seinen Ausstellungen soll die Kulturregion Westpreußen – das Land am Unterlauf der Weichsel, von Thorn bis Danzig einschließlich der Kaschubei dargestellt werden. Wir haben Gelegenheit zum Rundgang durch die Dauer- sowie die Sonderausstellung („Danziger Malerei des 19. Jahrhunderts"). Zweite Station ist das Haus Königsberg in Duisburg. Die Dauerausstellung „750 Jahre Königsberg – Geschichte und Kultur einer europäischen Metropole" zeigt wichtige Stationen zur Geschichte der Stadt, informiert über große Persönlichkeiten und über das Alltagsleben vornehmlich vor dem Zweiten Weltkrieg. Sie geht auch auf die Kapitulation vor sechzig Jahren ein, auf die Zerstörung der Stadt, auf die Flucht und die Vertreibung ihrer Bewohner. Auch auf deutsch-russische Projekte wird eingegangen. Dritte Station (Übernachtungsziel) ist das Haus Schlesien, dessen Dauerausstellung am Folgetag besichtigt wird. Das Museum ist dank der Opferbereitschaft vieler Schlesier und ihrer Freunde zu einem eindrucksvollen Kulturzentrum unweit Bonn geworden. Übernachtet wird in den denkmalgeschützten Häusern des Fronhofs der Klöster Schwarzrheindorf und Heisterbach (moderne Küche, umfangreiche Bibliothek und Museum für schlesische Landeskunde). Vierte Station ist der Besuch der Ausstellung „Flucht, Vertreibung, Integration" im Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland in Bonn. Die am 2. Dezember von Bundespräsident Köhler eröffnete Ausstellung ist ein lange vermißtes Bekenntnis des öffentlichen Deutschlands zur besonderen Geschichte eines wesentlichen Bevölkerungsteils. Zahlreiche Einzelbeispiele und Interviews mit Zeitzeugen zeigen Schicksale und Lebensläufe bis in die Gegenwart. Eine Ausstellungseinheit ist dem „Mythos Gustloff" gewidmet. Teile einer Baracke des ehemaligen Flüchtlingslagers Furth im Wald und Einrichtungsgegenstände symbolisieren die Situation nach der Flucht. Auch der Umgang mit den Vertriebenen in der DDR sowie die Selbstorganisation der Vertriebenen werden in der Ausstellung thematisiert. Rückkehr ist am Sonntag, 19. März um zirka 20 Uhr. Der Reisepreis beträgt 99 Euro bei Übernachtung im Doppelzimmer mit Frühstück und Eintrittspreisen. Anmeldungen ab sofort in der Geschäftsstelle oder unter Telefon (0 42 05) 3 16 66.

Hamburg

Vors.: Hartmut Klingbeutel, Kippingstraße 13, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 44 49 93, Mobiltelefon (01 70) 3 10 28 15. Stellvertreter: Walter Bridszuhn, Friedrich-Ebert-Damm 10, 22049 Hamburg, Tel./Fax. (0 40) 6 93 35 20.

HEIMATKREISGRUPPEN

Gumbinnen – Sonnabend, 11. Februar, 14 Uhr Kreisgruppentreffen im Haus der Heimat, Teilfeld 1 (S-Bahn bis Stadthausbrücke oder U-Bahn bis Rödingsmarkt, dann Fußweg von acht Minuten Richtung Michaeliskirche). Thema: Fastnachtliches Fröhlichsein – eigene Beiträge sind gefragt (Bräuche, selbst Erlebtes). Landsleute und Gäste sind herzlich eingeladen. Es gibt eine Kaffeetafel. Kontakt: Mathilde Rau, Telefon (0 40) 6 01 64 60. – **5. Gumbinner Heimattreffen „im Norddeutschen Raum**: Es sind einige Monate vergangen seit die Norddeutschen Gumbinner im Hotel „Tomfort" in Hamburg ihr Heimattreffen feierten. Schon im Vorfeld hörte man begeisterte Stimmen von Landsleuten, die sich auf das Treffen freuten. Als es soweit war, trafen sie sich nicht nur aus dem Regierungsbezirk Gumbinnen, sondern auch aus anderen Teilen Ostpreußens zum heimatlichen Beisammensein. Von fleißigen Händen war der Saal mit Fahnen und Heimatbildern geschmückt, wobei der Einsatz von Harald Tank und Dieter Dziobaka mit ihrer Ausstellung über die Tätigkeit der Vereinigung der ehemaligen Angehörigen der Friedrichschule und Cecilienschule Gumbinnen erwähnt werden sollte. Die Vorsitzende der Kreisgruppe Gumbinnen, Mathilde Rau, hieß die zahlreich erschienenen Teilnehmer herzlich willkommen, zeigt sich doch weiterhin das wachsende Interesse an dieser beliebten Veranstaltung. Organisator Günter Schattling hatte mit sehr viel freudigem Einsatz ein abwechslungsreiches Programm zusammengestellt. Der Ehrenvorsitzende des Salzburger Vereins e.V., Gerd Obersteller, eröffnete das Programm mit seinem Bericht über die Salzburger. In seinem sehr aufschlußreichen Vortrag berichtete er ausführlich über die Vertreibung der Salzburger in den Jahren 1731 / 32. Das vom 1. Vorsitzenden der ehemaligen Friedrichsschüler Harald Tank aufgehängte Wandbild, eine Nachbildung des Wandgemäldes von Otto Heichert, das sich in der Aula der Friedrichschule in Gumbinnen befand, fügte sich sehr gut in den Vortragsrahmen von Gerd Obersteller. Nach der Mittagspause betrat dann einer der beiden Musikclowns, Heinz Grawitter, unter lautem Beifall die Bühne. Mit einer flotten, auf seinem Duddel gespielten Polka eröffnete er den nächsten Programmpunkt. Günter Schattling, mit seinem Duddel unterm Arm, irrte noch derweil etwas schusselig und drollig durch den Saal und suchte wohl seinen Partner. Beide fanden dann doch zusammen und spielten bei kräftigem Mitsingen der Besucher flotte Weisen und auch einige tiefsinnige Heimatlieder. Nach einigen Zugaben wurden beide unter großem Beifall verabschiedet. Die aus Ostpreußen stammende Schriftstellerin Ruth Geede zog die Zuhörer durch Vorlesungen aus ihren überwiegend heiter und besinnlichen Geschichten in ihren Bann. Es ist immer wieder bewundernswert, wie Ruth Geede mit ihrer Vortragskunst die Besucher zum Zuhören fesselt. „Horch was kommt von draußen rein", erklang das Lied plötzlich aus dem Nebensaal und unter Beifall betrat der beliebte LAB Chor Fuhlsbüttel unter der Leitung des Gumbinner Landesmannes Dieter Dziobaka den Saal. Das Spatzenkonzert auf der Flöte von drei Damen aus dem Chor gespielt, begeisterte das Publikum. Hier zeigte sich die engagierte Einstudierung durch Chorleiter Dieter Dziobaka. So klang der schöne Heimattag aus. Die Besucher freuen sich schon auf den nächsten Heimattag im Hotel „Tomfort" in Hamburg am 30. September 2006 zum 6. Mal im Norddeutschen Raum.

Heiligenbeil – Jahreshauptversammlung der Heimatkreisgruppe Heiligenbeil am 4. Februar, um 14 Uhr im Seniorentreff, Am Gojenboom 30. Kostenbeitrag für Kaffee und Kuchen 3 Euro. Sie erreichen den Seniorentreff mit der U-Bahn Linie 3, Richtung Mümmelmannsberg, bis Horner Rennbahn, Ausgang „Am Gojenboom". Da Vorstands-Wahlen sind, wird um rege Beteiligung gebeten. Anmeldung bei Landsmann K. Wien, Telefon (0 41 08) 49 08 60, bis zum 2. Februar.

Osterrode – Sonnabend, 25. Februar, 15 Uhr Einladung zum Kappenfest im Restaurant „Krohn", Hamburg, Fuhlsbüttler Str. 757. Das Lokal liegt am U- und S-Bahnhof Ohlsdorf, die Buslinie 172 hält direkt vor dem Lokal. Bei Musik und Gesang wollen wir gemeinsam in froher Runde in den Karneval schunkeln. Kappen bitte mitbringen. Das Kaffeegedeck kostet sechs Euro, der Eintritt ist frei, Gäste sind herzlich willkommen. Kontakt: Günter Stanke, Telefon (0 41 09) 90 14.

Sensburg – Sonntag, 5. Februar, 15 Uhr Plachandern im Polizeisportheim, Sternschanze 4, 20357 Hamburg. Gäste sind willkommen. Kontakt: Kurt Budszuhn, Telefon (0 41 01) 7 27 67.

BEZIRKSGRUPPEN

Billstedt – Dienstag, 7. Februar, 15 Uhr trifft sich die Gruppe im Restaurant „Für'n Appel und 'n Ei", Möllner Landstraße 27, Billstedt (im Ärztehaus am Marktplatz, U-Bahn Billstedt). Die Treffen sind kultureller Natur (Heimatgeschichte, Literatur, Erlebniserzählungen, Plachandern, Ausflüge und anderes mehr). Gäste sind willkommen. Kontakt: Annelie Papiz, Telefon (0 40) 73 92 60 17.

SALZBURGER VEREIN

Sonnabend, 18. Februar, 13 Uhr treffen sich Mitglieder und Gäste im Hotel „St. Raphael" in Hamburg, Adenauerallee 41, zwischen Hauptbahnhof und Bahnhof Berliner Tor. Die Salzburger informieren über ihre Vorjahrestreffen in Leogang und hören einen Vortrag von Elimar Labusch aus Lüneburg „Der Elch – das heimliche Wappentier Ostpreußens". Kontakt: Gerd Obersteller, Telefon (0 40) 7 20 15 57.



Hessen

Vors.: Margot Noll, geb. Schimanski, Am Storksberg 2, 63589 Linsengericht, Telefon (0 60 51) 7 36 69

Alsfeld – Sonntag 5. Februar Fahrt nach Weilburg. Dort Gedenken an den 60. Jahrestag des ersten Flüchtlingstransportes aus dem Sudetenland. Kontakt: Margarete Eick, Telefon (0 66 31) 22 57 – Das Hotel „Zur Erholung" gab den richtigen Rahmen für das Eisbein- und Königsberger-Klopse-Essen der Gruppe. Die Vorsitzende Margarete Eick übermittelte die Neujahrsgrüße der Landesvorsitzenden der Landsmannschaften und des BdV mit den Worten von Hartmut Saenger, die Zeitzeugenschaft als besonderen Wert zu erkennen und zu vermitteln. In seinem Grußwort sagte Landrat Rudolf Marx, er sei zwar in Pommern geboren, aber als er zwei Jahre alt war, sei seine Familie aus Ostpreußen ausgewiesen worden. Stadtrat Hans Diehl überbrachte Grüße des Bürgermeisters Herbert Diestelmann. Margarete Eick berichtete danach über die Landeskulturtagung in Wiesbaden. In der Tagung wies der Leiter des Ministerbüros, Alexander Jehn, darauf hin, daß Lehrkräfte Broschüren und CDs im Kultusministerium anfordern können, bei deren Erstellung die Vertriebenenverbände mitarbeiteten, um Lücken über die Vertreibung in den Schulbüchern zu schließen. Dr. Hans Rautenberg vom Herderinstitut in Marburg berichtete über „750 Jahre Königsberg". Die Vortragsreihe setzte Dr. du Boy mit „Die Vertreibung der Ostdeutschen am Ende des Zweiten Weltkriegs aus völkerrechtlicher Sicht" fort. Durch den Vortrag: „Mit Pferd und Postkutsche nach Danzig" zeigte Lothar Hoffmann das enorme künstlerische Schaffen von

Insterburger Olympionike verstorben

Der frühere Olympionike und Bundestrainer der Speerwerfer Hans Schenk ist tot. Schenk wurde im Januar 1936 in Moldszen, südwestlich der Kreisstadt Insterburg, geboren. Als seine Mutter mit den sechs Geschwistern 1945 vor der anrückenden Sowjetarmee fliehen mußte war sein Vater bereits gefallen.

Am Opladener Realgymnasium fiel sein sportliches Talent auf. Er kam zu den Leichtathleten von Bayer 04. 1958 holte er bei der EM in Stockholm Silber und gehörte zur letzten gesamtdeutschen Olympia-Mannschaft von Tokio.

Nach Beendigung der eigenen Karriere im aktiven Leistungssport trainierte er die Erfolgs-Garanten Klaus Wolfermann (Olympisches Gold 1972) und Klaus Tafelmeier (Weltrekord 1986) und lehrte an der Deutschen Sporthochschule sowie an einem Leverkusener Gymnasium. Schenk war Pädagoge aus Passion.

Die Olympischen Spiele von 1988 in Korea endeten für ihn mit einer schwierigen Blinddarm-Operation und dem damit verbundenen Ende seiner erfolgreichen Bundestrainer-Laufbahn. *BK*

Ostpreußisches Landesmuseum

Lüneburg – Dienstag, 7. Februar, 14.30 Uhr stehen wuchtige Ordensburgen und gotische Kathedralen im Ostpreußischen Landesmuseum auf dem Programm. In der Veranstaltungsreihe „Museum erleben" - speziell für Senioren – zeigt und kommentiert ein Wissenschaftler den Film „Sie bauten ein Abbild des Himmels" von Dietrich Wawzyn, in dem diese steinernen Zeugen die Zeit der Eroberung und Besiedlung des Ordenslands Preußen dokumentieren. – Mittwoch, 8. Februar, 19 Uhr zeigt das Museum mit Matthias Hanke eine Diashow unter dem Motto „Von Königsberg durch das Baltikum nach St. Petersburg" (Eintritt: 6 Euro, ermäßigt: 4,50 Euro). Nähere Informatioen unter Telefon (0 41 31) 7 59 95-14.


Foto: Hanke

Teil der Diashow: Burgruine Turaida in Lettland

Salzburger Verein

Hamburg – Sonnabend, 18. Februar, 13 Uhr treffen sich Mitglieder und Gäste im Hotel „St. Raphael" in Hamburg, Adenauerallee 41, zwischen Hauptbahnhof und Bahnhof Berliner Tor. Die Salzburger informieren über ihre Vorjahrestreffen in Leogang und hören einen Vortrag von Elimar Labusch aus Lüneburg „Der Elch – das heimliche Wappentier Ostpreußens". Kontakt: Gerd Obersteller, Telefon (0 40) 7 20 15 57.

Daniel Chodowiecki. Wie wechselvoll es ihm und seiner Familie 1945 bis 1947 im besetzten Königsberg erging, erzählte Pfarrer Klaus Plorin. Im letzten Vortrag schilderte Dr. Horst Gerlach, wie es durch die falsche Einschätzung der russischen Armee durch Hitler zum Untergang der „Goya“ mit 7000 Soldaten und Zivilisten kam und warum bei der Kapitulation 1945 etwa 20000 Soldaten mit General von Saucker in die Gefangenschaft gingen. Nach dem Essen erzählte Herbert Wiegratz humorvoll aus seiner Kinderzeit und wie der „Bärenfang“ zu seinem Namen kam. Klaus Wolf stellte das „Kuratorium Arnau e.V.“ vor, das er mit einem Architekten und anderen Freunden gegründet hat, um seine Heimatkirche in der Nähe Königsbergs wiederaufzubauen. Ursula Rälz berichtete, daß bei ihr nach 60 Jahren die Danziger Ausdrücke und Bezeichnungen noch zu den täglichen Gewohnheiten gehören. Den Wert des Knoblauchs schilderte Gustel Klar in schlesischer Mundart. In Versen führte Thea Jung durch die Schönheiten des Sudetenlandes. In einem Film, den Ernst Knaub bei seiner Pommernfahrt machte, zeigte er Aktuelles. Auf dem elterlichen Hof von Margarete Eick in Labehn sprach Ernst Knaub mit dem Polen Mischke, der die erhaltenen Gebäude pflegt. Besonders gefiel der breite Ostseestrand von Leba, der sehr besucht war, denn es besteht eine direkte Zugverbindung über Danzig nach Warschau und es gibt viele Hotels und Pensionen, die gerne Gäste aufnehmen. Zum Schluß dankte Heinrich Friedrich für alle Darbietungen.

Darmstadt – Sonnabend, 18. Februar, 15 Uhr Treffen der Ost- und Westpreußen sowie Danziger im Bürgersaal des Luise-Büchner-Hauses, Darmstadt-Neu-Kranichstein, Grundstr. 10 (EKZ) zu fröhlichen Stunden beim „Preußischen Fastleloawend“. Zuerst gibt es eine Kaffeetafel, danach humoristische Beiträge (jeder, der etwas dazu beitragen möchte, ist willkommen) sowie Musik und Gesang. Kontakt: Gerhard Schröder, Telefon (0 61 51) 14 87 88.

Frankfurt am Main – Mittwoch, 8. Februar, 14 Uhr Spielenachmittag im Haus der Heimat. – Montag, 20. Februar, 11 Uhr (Abfahrt Hauptfriedhof) Ausflug in den Hessenpark zu einem bunten Nachmittag mit Grünkohl-Essen. Für Musik und Gesang ist gesorgt (Ende: 17 Uhr). Der Kostenbeitrag pro Mitglied beträgt 10 Euro. Anmeldungen (auch abends) bei Gerlinde Groß, Telefon (0 60 81) 5 97 34.

Wiesbaden – Donnerstag, 23. Februar, 17.30 Uhr Stammtisch im Restaurant „Kleinfeldchen“, Wiesbaden, Hollerbornstraße 9. Serviert wird Schmandhering. Es kann auch nach Karte bestellt werden. Anmeldung bis 17. Februar bei Familie Schetat, Telefon (0 61 22) 1 53 58. Auch wer das Stammessen nicht möchte, sollte sich wegen Platzdisposition unbedingt melden. ESWE-Busse: Linie 4, 17, 23, 24 und 27 (Haltestelle Kleinfeldchen).



MECKLENBURG-VORPOMMERN

Vors.: Manfred F. Schukat, Hirtenstraße 7 a, 17389 Anklam, Telefon (0 39 71) 24 56 88

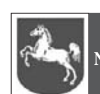
Fünf Jahre Plachanderstunde treuer Ostpreußen in Parchim – Wieder trafen sich unlängst Ostpreußen zu ihrer Plachanderstunde im „Cafe Scholz“ in Parchim. Es gab dieses Mal einen besonderen Anlaß: Vor fünf Jahren initiierte Charlotte Meyer erstmals diese Treffen, die seitdem jeweils immer am dritten Donnerstag im Monat stattfinden. Dafür bedankten sich alle Teilnehmer bei ihr herzlich. Frau Scholz, die Ehefrau des Geschäftsinhabers des Cafes, überraschte die Anwesenden mit einer Riesentorte. Gegenwärtig besuchen etwa 20 Ostpreußen die Plachanderstunde. Auch 60 Jahre nach Flucht und Vertreibung bekunden die Anwesenden ihre innige Verbundenheit mit ihrer geliebten Heimat, die sie nicht vergessen haben. Während der Treffen werden im ostpreußischen Platt heimatliche Gedichte und Erzählungen vorgetragen und über Fluchterlebnisse berichtet. So trugen Dr. Felbel und der inzwischen verstorbene Landsmann Mehl Wissenswertes über Ostpreußen vor. Auch werden natürlich Heimatlieder gemeinsam gesungen. Jeder, der die Heimat als Kind oder Jugendlicher bewußt erlebt hat, wird sich daran erinnern, daß es damals viel ruhiger und besinnlicher zuging als heute. Ein gut organisierter Ausflug in das schöne urwüchsige Mildenitztal, eine Einladung zu einem Grillabend mit ausgiebigem Plachandern in den Garten von Charlotte Meyer und ein Treffen bei herrlichem Wetter in Grambow mit selbstgebackenem Kuchen und Kaffee zählen zu den bisherigen Unternehmungen. Auf den Treffen spendet jeder einen kleinen Obolus, um das Sparschweinchen zu mästen, das dann vornehmlich zu Weihnachten oder aus einem anderen Anlaß, beispielsweise für eine kleine Aufmerksamkeit zum Geburtstag der Jubilare, geschlachtet wird. Wünschenswert wäre, daß Charlotte Meyer noch lange gesund bleibt und die Plachanderstunden auch weiterhin unter ihrer Leitung stattfinden.

Ansichtssache



Foto: Romey

Zeugnis der Backsteingotik: Die Kirche von Liebstadt (14. Jahrhundert) im Januar 1986. Vom Stadtzentrum haben außer der Kirche nur wenige Gebäude den Zweiten Weltkrieg überstanden.



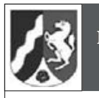
NIEDERSACHSEN

Vors.: Dr. Barbara Loeffke, Alter Hessenweg 13, 21335 Lüneburg, Tel. (0 41 31) 4 26 84. Schriftführer und Schatzmeister: Gerhard Schulz, Bahnhofstraße 30 b, 31275 Lehrte, Tel. (0 51 32) 49 20. Bezirksgruppe Lüneburg: Manfred Kirrinnis, Wittinger Straße 122, 29223 Celle, Tel. (0 51 41) 93 17 70. Bezirksgruppe Braunschweig: Fritz Folger, Sommerlust 26, 38118 Braunschweig, Tel. (05 31) 2 50 93 77. Bezirksgruppe Weser-Ems: Otto von Below, Neuen Kamp 22, 49584 Fürstenau, Tel. (0 59 01) 29 68. Bezirksgruppe Hannover: Christine Gawronski, Zilleweg 104, 31303 Burgdorf, Tel. (0 51 36) 43 84

Braunschweig – Mittwoch, 8. Februar, 16 Uhr Treffen des Ernst-Wiechert-Freundeskreises, „Stadtparkrestaurant“, Jasperallee 42. – Mittwoch, 22. Februar, 17 Uhr Mitgliederversammlung der Gruppe im „Stadtparkrestaurant“ und froher Karnevalsnachmittag. Heitere Beiträge werden erbeten bei: Christel Jaeger, Graudenzer Straße 11, 38126 Braunschweig.

Hannover – Sonnabend, 11. Februar, Bunter Nachmittag der Gruppe. Bitte anmelden bei Roswitha Kulikowski, Telefon (0 51 01) 25 30, oder Horst Potz (0 51 01) 69 84 60. – Im Januar traf sich die Gruppe zum Königsberger-Klopse-Essen. Roswitha Kulikowski begrüßte fast 50 Mitglieder der Heimatgruppe Königsberg und der Gruppe der LO. Nach dem Essen hielt Luisa Kazukniskiene, die als Kind Luise Quitsche nach Litauen verschlagen wurde, einen Vortrag. Sie lebt noch heute dort und berichtete über ihr Leben als deutsches Kind in Litauen. Auch berichtete sie über die noch in Litauen verstreut lebenden Deutschen. Nach dem interessanten Vortrag wurden viele Fragen beantwortet. Großes Interesse fand wieder das Königsberger Adreßbuch von 1941.

Osnabrück – Donnerstag, 23. Februar, 15 Uhr Literaturkreis in der Gaststätte „Bürgerbräu“, Blumenhaller Weg 43. Kontakt: Barbara Kleine, Vromelo 25, 49084 Osnabrück.



NORDRHEIN-WESTFALEN

Vors.: Jürgen Zauner, Geschäftsstelle: Werstener Dorfstraße 187, 40591 Düsseldorf, Tel. (02 11) 39 57 63. Postanschrift: Buchenring 21, 59929 Brilon, Tel. (0 29 64) 10 37, Fax (0 29 64) 94 54 59

Bielefeld – Sonnabend, 25. Februar, 15 Uhr Jahreshauptversammlung im Restaurant „Sprungmann“, Osnabrücker Str. 65, 33649 Bielefeld.

Dortmund – Montag, 20. Februar, 14.30 Uhr Treffen der Gruppe in den Ostdeutschen Heimatstuben, Landgrafenschule, Ecke Märkische Str. Kontakt: Christa Wank, Mulmannweg 11, 44265 Dortmund.

Düsseldorf – Dienstag, 21. Februar, 15 Uhr Frauennachmittag im Gerhart-Hauptmann-Haus (GHH), Ostpreußenzimmer 412. – Donnerstag, 23. Februar, 19 Uhr Literaturkreis im GHH. Vortrag von Günter Gerstmann „Jedes Wort ein Flügelschlag“, zum Gedenken an Hanns Cibulka.

Köln – Dienstag, 7. Februar, 14 Uhr Treffen der Gruppe im Kolpinghaus (ab 17 Uhr Vorstandstreffen).

Wesel – Sonntag, 19. Februar, 15 Uhr Jahreshauptversammlung in der Heimatstube Wesel, Kaiserring 4. Mitglieder, Heimatfreunde und Angehörige sind herzlich eingeladen. Die Tagesordnung umfaßt: Begrüßung, Annahme der Tagesordnung, Bericht des Vorsitzenden / Totenehrung, Bericht der Schatzmeisterin, Aussprache, Bericht der Kassenprüfer, Entlastung des Vorstandes, Schlußworte, Kaffeetrinken sowie Dia-Vortrag Süd-Ostpreußen–Danzig–Hela.

Witten – Donnerstag, 23. Februar, 15.30 Uhr Treffen unter dem Motto „Lustiges zum Kappenfest“. Kontakt: Elisabeth Rohlf, Telefon (0 23 02) 8 09 57.

Wuppertal – Beim Treffen im Januar war nach der Bekanntgabe wichtiger Termine durch Renate Winterhagen das lang erwartete Grützwurstessen angesagt, um die sonst sehr freudig Kuchen spendenden Mitglieder zu entlasten. Die Erwartungen wurden nicht enttäuscht weder von der Qualität der Würste, noch von der großen Besucherzahl. Vorträge über „Fleck und Kudel“ von Frau Arndt, „Gemütlichkeit am Kachelofen“ und „Nimm Dir Zeit“ von Frau Kruschinski sowie mundartliche Verse „Die richtige Antwort“, „Ich lebe vegetarisch“ und „Genaue Antwort“, von Landsmann Flink, begeisterten die Zuhörer. Die Zeit verging viel zu schnell.



RHEINLAND-PFALZ

Vors.: Dr. Wolfgang Thüne, Wormser Straße 22, 55276 Oppenheim

Mainz – Zur Jahreshauptversammlung am 21. Januar begrüßte

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung auf Seite 18

der Vorsitzende Johannes Freitag Mitglieder und Gäste recht herzlich und dankte für die gute ehrenamtliche Arbeit des Vorstandes und der Helfer. Die Neuwahl des Vorstandes ergab: Vorsitzender: Johannes Freitag; stellvertretender Vorsitzender: Alfred Zachau; Schriftführerin (mit geschäftsführenden Aufgaben): Irmgard Freitag; stellvertretende Schriftführerin: Erika Kalle; Kassenführerin: Heidemarie Herr; stellvertretende Kassenführerin Gabriele Bay; 1. Beisitzer (Kultur): Erika Kalle; 2. Beisitzer (Fahrten): Alfred Zachau; 3. Beisitzer (Lieder): Gerhard Erdtmann; Frauenreferentin: Sigrid Biniakowski; 1. Kassenprüfer: Franz Suchi; 2. Kassenprüferin: Erika Kalle; Gratulationskarten-Schreiberin: Herta Suchi. Kontakt: Johannes Freitag, Telefon (0 61 31) 33 13 47.



SACHSEN

Vors.: Erwin Kühnappel. Geschäftsstelle: Christine Altermann, Telefon und Fax (03 71) 5 21 24 83, Trützschlerstraße 8, 09117 Chemnitz. Sprechstunden Dienstag und Donnerstag, 9 bis 16 Uhr

Chemnitz – Sonnabend, 18. Februar, 14 Uhr findet in Chemnitz in der Claußstr. 27 die nächste Veranstaltung der Gruppe statt. Thema ist „Das Deutschlandlied – die schönste Hymne der Welt“. Gäste sind herzlich willkommen. Ingrid Labuhn und der Kulturkreis Simon Dach werden die lange Geschichte des Liedes aufzeigen. Das Lied, das nur bei besonderen Anlässen gesungen wird, sollte ein Ausdruck des gemeinsamen Empfindens sein. 1841 verfaßte Hoffmann von Fallersleben auf der Insel Helgoland den Text. Die Melodie stammt von Joseph Haydn aus den letzten Streichquartetten die er 1801 schrieb und die zur österreichischen Nationalhymne wurde. Zur deutschen Nationalhymne wurde das Lied von Reichspräsident Ebert 1922 erklärt. Rückblickend auf die Dezember-Veranstaltung erlebten die Besucher im Januar einen Film voller Poesie und Harmonie, gezeigt von Helmut Sylla. Besonders als das Lied „Kalender, Kalender, du bist ja schon so dünn“ erklang, wurde herzlich gelacht.

Limbach-Oberfrohna – Sonnabend, 18. Februar, 14 Uhr Treffen im Industriemuseum der Stadt zum Heimatnachmittag. Das Thema lautet „Pommern – Land und Leute“. Dazu wird ein kleines Programm mit kurzen Vorträgen, Gedichten und gemeinsamen Singen geboten. Es kommt wieder der hausschlachtene Wurst zum Angebot. Alle Landsleute sind herzlich eingeladen.



SACHSEN-ANHALT

Vors.: Bruno Trimkowski, Hans-Löscher-Straße 28, 39108 Magdeburg, Telefon (03 91) 7 33 11 29

Dessau – Montag, 20. Februar, 14.30 Uhr Singegruppe in der „Begegnungsstätte Heinz Rühmann“. Kontakt: Sigrid Krüger, Saarstr. 52, 06846 Dessau.

Halle – Sonnabend, 4. Februar, 14 Uhr närrischer Nachmittag mit Büttenrede und Musik in der Reilstraße (Begegnungsstätte der Volkssolidarität).

Magdeburg – Dienstag, 21. Februar, 13.30 Uhr Handarbeitsgruppe „Stickerchen“ in der Immermannstr. 19, Magdeburg. Kontakt: Bruno Trimkowski, Telefon (03 91) 7 33 11 29.



SCHLESWIG-HOLSTEIN

Vors.: Edmund Ferner. Geschäftsstelle: Telefon (04 31) 55 38 11, Wilhelminenstr. 47/49, 24103 Kiel

Malente – Donnerstag, 23. Februar, 18 Uhr traditionelles Fleckessen der Gruppe im „Cafe Raven“, Malente, Janusallee 16. Nach alter ostpreußischer Art soll ein gemütlicher Abend gestaltet werden – zur Unterhaltung kann jeder Einzelne etwas beitragen. Bringen Sie auch Freunde und Bekannte mit. Über die Teilnahme von Kurgästen freuen wir uns. Jeder Gast ist herzlich willkommen. Wer Fleck nicht kennt, kann auch Königsberger Klopse oder ein Gericht nach Karte bestellen. Für das Essen bitte einen Zettel mit Teilnehmerzahl, Anzahl und Art der Essen im Blumenhaus Frank, Malente, Bahnhofstr. abgeben oder bei Familie Schützler unter Telefon (0 45 23) 26 59 anmelden (eine Portion – Fleck wie Klopse – kostet 7,50 Euro).

Mölln – Mittwoch, 22. Februar, 15 Uhr Jahreshauptversammlung mit Königsberger-Klops-Essen im „Quellenhof“. Anmeldungen bitte bei: Edith Grigo, Telefon (0 45 41) 6 81. – Vortrag über Schutz vor Betrug: Auf der Monatsversammlung der Gruppe hielt Kriminalhauptkommissar Manfred Thiel am 25. Januar im „Quellenhof“ in Mölln einen Vortrag zum Thema „So schützen Sie sich im Alter“. Der Kriminalhauptkommissar Thiel wies darauf hin, daß Leichgläubigkeit oft zu Diebstählen verleitet. **Fortsetzung folgt in der nächsten Ausgabe!**

AUS DEN HEIMATKREISEN

Die Kartei des Heimatkreises braucht Ihre Anschrift. Melden Sie deshalb jeden Wohnungswechsel. Bei allen Schreiben bitte stets den letzten Heimatort angeben



ANGERAPP (DARKEHMEN)

Kreisvertreterin: Edeltraut Mai, Weißdornweg 8, 22926 Ahrensburg, Telefon (0 41 02) 82 33 00, Internet: www.angerapp.de

Kirchspieltreffen Trempen – Das diesjährige Kirchspieltreffen Trempen findet am 24. Juni ab 9 Uhr in Bad Gandersheim im Restaurant „Seeterrassen“ statt. Nähere Informationen zu der Veranstaltung bei Kurt Wendland (0 40) 7 60 28 31.



GERDAUEN

Kreisvertreter: Dirk Bannick, Tel. (01 71) 5 27 27 14. Gst.: Wiebke Hoffmann, Peiner Weg 23, 25421 Pinneberg, Tel. (0 41 01) 2 23 53, geschaeftsstelle@kreis-gerdauen.de

Ostpreußenreise 2006 – Für die diesjährige Fahrt nach Ostpreußen mit dem Kirchspielvertreter von Gerdauen, Eckart Meyer, sind noch Plätze frei. Die Fahrt findet vom 20. bis 30. Mai statt. Von Rodewald verläuft die Fahrt über Hannover, die BAB 2 und Berlin zur ersten Zwischenübernachtung nach Schneidemühl. Am zweiten Tag Fahrt über Bromberg, Graudenz, Freystadt, Allenstein nach Sensburg zu zwei Übernachtungen. Von Sensburg aus Fahrt nach Rastenburg in den südlichen Kreis Gerdauen. Bei Interesse können Sie in Rastenburg aussteigen (Abholung auf der Rückfahrt). Nach Besuch der Kirche „Heilige Linde“ Fahrt am 23. Mai über die polnisch-russische Grenze zur Stadtrundfahrt und drei Übernachtungen nach Königsberg. Von hier aus Aufenthalt in Gerdauen und im nördlichen Kreis Gerdauen (zwei Tage). Am 26. Mai Abreise aus dem Königsberger Gebiet über Cranz und den russischen Teil der Kurischen Nehrung, zuvor Besuch der Vogelwarte Rossitten, der Ephna-Düne und Pillkoppens. In Nidden drei Übernachtungen und Tour zur Süderspitze mit Nehrungsmuseum. Hier haben Sie Gelegenheit zum Besuch des Meeresaquariums, Spaziergang durch den Skulpturenpark auf dem Hexenberg in Schwarzort, Besuch des Thomas-Mann-Hauses, Kirche von Nidden und einem Tag zur freien Verfügung. Am 29. Mai Übersetzen nach Memel und, nach Altstadtbesichtigung, Fährfahrt nach Kiel. Nach Ankunft in Kiel am 30. Mai Rückfahrt über Hamburg und Hannover nach Rodewald. Sollte Landsmann Meyer mit diesem Programm Ihr Interesse geweckt haben, nehmen Sie bitte mit ihm Verbindung auf. Er wird Ihnen gerne die Unterlagen zu dieser Reise zusenden: Eckhart Meyer, Oberstraße 28a, 24977 Langballigholz, Telefon und Fax (0 46 36) 84 08.



KÖNIGSBERG LAND

Kreisvertreterin: Gisela Broschei, Bleichgrabenstraße 91, 41063 Mönchengladbach, Telefon (0 21 61) 89 56 77, Fax (0 21 61) 8 77 24

Hinweis: neun Tage Ostpreußen – Gustav Knipp, Münsterstraße 62, Telefon (0 54 81) 62 36, Fax 8 19 16, bietet auch in diesem Jahr wieder Ostpreußen-Reisen an und zwar von Sonnabend, 20. Mai bis Sonntag, 28. Mai von Lengerich, Posen-Königsberg-Insterburg-Kurische Nehrung-Rauschen (Standquartier „Hotel Rus“), Ermland, Danzig. Pro Person im Doppelzimmer 745 Euro Einzelzimmerzuschlag 170 Euro. Die Leistungen betragen: Viermal Omnibus, achtmal Übernachtung mit Halbpension, Reiserücktrittskosten, Kranken- und Reisegepäckversicherung, Gebühren für Polen und Visakosten Rußland, md. Sicherungsschein. Zusteigemöglichkeiten bestehen entlang der Route Lengerich-Minden-Hannover-Berlin-Frankfurt / Oder. Weitere Informationen und Auskünfte über die Heimatkreisgemeinschaft Landkreis Königsberg, im Preußen-Museum Nordrhein-Westfalen, Simeonsplatz 12, 32427 Minden, Telefon (05 71) 4 62 97. – Ostpreußen Kalender 2006: Der Kalenderversand hat sich gegen Ende des Jahres 2005 positiv entwickelt. Infolge Krankheit eines unserer Mitglieder ist bei der Geschäftsstelle eine Anzahl von Kalendern nicht mehr zum Versand gelangt. Diesen Restposten geben wir zu vorteilhaften Bedingungen an unsere Landsleute ab. Bestellungen bitte per Telefon (05 71) 4 62 97.

Der Sammler

Kollektion Ronge im Landesmuseum



Foto: Ostpreußisches Landesmuseum

Julius Freymuth: Leuchtturm in Nidden

Als Rechtsanwalt im Nationalsozialismus hatte es Dr. Paul Ronge (1901-1965) nicht einfach: Er gehörte weder der NSDAP noch anderen Parteiorganisationen an und praktizierte doch als Anwalt in Ostpreußen. Vor Gericht vertrat er viele im NS-Staat Benachteiligte. Als Freund des ehemaligen Königsberger Bürgermeisters Carl Goerdeler entging er nach dem 20. Juli 1944 nur knapp der Hinrichtung.

Im September 1945 floh er mit seiner Familie aus Königsberg. In Berlin konnte er unmittelbar als Rechtsanwalt anfangen und wurde einer der bekanntesten Strafverteidiger Berlins, Mitglied des Abgeordnetenhauses und Universitätslehrer.

Als musischer Mensch, liebte er das Theater und fotografierte. Er pflegte in seiner Königsberger Zeit viele Kontakte zu Künstlern und legte eine Kunstsammlung an. Es gelang ihm, einen Teil der Sammlung auf der Flucht zu retten, versteckt in einem Kinderwagen. Die Sammlung Ronge ist ein Beispiel für viele untergegangene Kunstsammlungen und den ausgeprägten Kunstsinn der Königsberger. Sie umfaßt Werke bedeutender Künstler Ostpreußens aus der Zeit von 1920 bis 1944 wie Eduard Bischoff, Erich Behrendt und Julius Freymuth.

Die Bilder sind bis zum 7. Mai im Ostpreußischen Landesmuseum in Lüneburg zu sehen. Als Begleitprogramm gibt es am 21. März, 14.30 Uhr eine Führung durch die Ausstellung. Ein Kunsthistoriker führt in das bewegte Leben Ronges ein und zeigt Werke der Sammlung. Anschließend besteht bei Kaffee, Tee und Gebäck Gelegenheit, über die neuen Eindrücke zu sprechen (Eintritt: 4 Euro, inklusive Kaffee und Gebäck).

Näheres zur Ausstellung beim Ostpreußischen Landesmuseum, Ritterstraße 10, 21335 Lüneburg, Telefon: (0 41 31) 7 59 95-14.



LABIAU

Kreisvertreterin: Brigitte Stramm, Hoper Str. 16, 25693 St. Michaelisdonn / Holstein, Tel. (0 48 53) 5 62, Fax (0 48 53) 7 01. Geschäftsstelle: Hildegard Knutti, Telefon (04 81) 6 24 85, Lessingstraße 51, 25746 Heide, info@strammverlag.de, Internet: www.labiau.de

Russische Weihnachten in Polessk oder Heilige Drei Könige in Labiau – Wenn bestimmte Ereignisse regelmäßig wiederholt werden, kann man von Tradition sprechen. Erich Schmakeit, Kirchspielvertreter von Lauknen, hat vor mehreren Jahren begonnen, anläßlich des russischen Weihnachtsfestes (6. und 7. Januar) ein Essen für Rentner, Invaliden und Sozialhilfeempfänger zu organisieren. Die Kreisgemeinschaft (KG) Labiau sowie früher auch andere Spender ermöglichten dies finanziell. Das diesjährige Essen wurde von Familie Waldemar und Maria Lachmann in unserer Heimatstadt vorbildlich vorbereitet. Wie in den vergangen Jahren wurden zirka 300 Einladungen verteilt. Die Verteilung der Einladungen übernahmen ebenfalls Waldemar Lachmann sowie Galina Woskiboinikov, ihr Ehemann Paul war bis zu seiner Pensionierung Schulrat des Kreises. Das Essen wurde am 7. Januar in der Mensa der Berufsschule Nr. 21 gegenüber dem Krankenhaus ausgegeben. In der Mensa waren 50 Plätze auf liebevolle Art und Weise eingedeckt. Die Teilnehmer erhielten eine Kohlsuppe mit Fleischeinlagen, Kartoffeln mit Frikadellen, Kekse, Gebäck, Obst, Bonbons sowie ein Glas Tee. Zwei Damen der Brotfabrik in der Stadt hatten auf Bitten der Familie Lachmann in einer Nachtschicht Gebäckwaren in verschiedenen Motivvariationen hergestellt (Vögel, Pilze, Sonne und Mond, den Stern von Bethlehem). Auch diesen Damen gebührt ein Dank dafür. Die Bedienung, es nahmen zirka 250 Personen am Essen tatsächlich teil, erfolgte durch die Tochter und Schwiegertochter Lachmann. Einige Essen wurden von Beauftragten an Personen mitgenommen, die den Weg zum Lyzeum aus gesundheitlichen Gründen nicht machen konnten. Viele Gäste bedankten sich, fragten nach Erich Schmakeit, und gaben die besten Wünsche nach Deutschland mit – in der Hoffnung, das wohl bekannte Gesicht in Labiau wiederzutreffen. Er konnte aus gesundheitlichen Gründen an der Fahrt nicht teilnehmen, wenngleich er in den vielen Fragen und Wünschen sicher anwesend war. Die KG Labiau war durch Klaus-Arno Lemke vertreten. Blickt man in die vielen Gesichter der Gäste, hört den Dank und die stillen Fragen, und im nächsten Jahr? – dann ist eine solche Veranstaltung sinnvoll als Teil des viel besprochenen Brückenbaus. – Reisen 2006: Wer möchte mit nach Ostpreußen fahren? Die Reisetermine: Reise 1 – 10 Tage, vom 28. April bis 7. Mai Busreise Nordostpreußen; Reise 2 – 10 Tage, vom 10. Juni bis 19. Juni Busreise Nordostpreußen, Ermland, Danzig; Reise 3 – 11 Tage, vom 25. Juli bis 4. August Bus/Schiffsreise Nordostpreußen/Lettland Informationen bei Brigitte Stramm, Adresse siehe oben oder im Internet: www.labiau.de



LYCK

Kreisvertreter: Gerd Bandilla, Agnes-Miegel-Straße 6, 50374 Erftstadt-Friesheim. Stellv. und Karteiwart: Siegmar Czerwinski, Tel. (0 22 25) 51 80, Quittenstraße 2, 53340 Meckenheim. Kreisältester: Alfred Masuhr, Reinickendorfer Straße 43a, 22149 Hamburg

Treffen in diesem Jahr – In diesem Jahr finden statt: 11.–12. März: Arbeitstreffen der „Mittleren Generation" in Bad Pyrmont. Interessierte melden sich bei Günther Vogel, Krönerweg 7, 29525 Uelzen, Telefon (05 81) 7 97 97. 23. April: Regionaltreffen Nord in Lübeck. 8.–11. Mai: Bezirkstreffen Baitenberg in Bad Pyrmont. Ansprechpartnerin ist Anorthe Nilson, Kopenhagenstr. 28, 37079 Göttingen, Telefon (05 51) 6 68 18. 8.–11. Juni Kirchspieltreffen Borschimmen in Bad Pyrmont. Ansprechpartner ist Alfred Faltin, Heideläuferweg 33, 12353 Berlin, Telefon (0 30) 6 04 42 25. Außerdem finden folgende Ortstreffen statt: 1.–4. Mai Keipem und Kreuzfeld in Bad Pyrmont. 27.–28. Mai Gorlau in Chemnitz. 23.–26. Juni Nußberg in Bad Pyrmont. Auskünfte erteilen der Kreisvertreter oder die jeweiligen Ortsvertreter. Ferner wird jetzt bereits darauf hingewiesen, daß das diesjährige Hauptkreistreffen am 26. und 27. August in der Patenstadt Hagen in Westfalen stattfinden wird.



MOHRUNGEN

Kreisvertreter: Günter Dombrowski, Portweg 12, 31863 Coppenbrigge, Tel. / Fax (0 51 56) 16 33. Kulturreferentin: Gisela Harder, Moorfleeter Deich 395, 22113 Hamburg, Tel. (0 40) 7 37 32 20

Nachruf – Nach kurzem Leiden, aber dennoch unerwartet, ist am 29. Dezember unser Ehrenmitglied Willy Binding, Oberstleutnant a. D., Inhaber des Goldenen Ehrenzeichens der LO, aus Himmelforth, Kreis Mohrungen, im Alter von 89 Jahren für immer entschlafen. Der Verstorbene hatte sich bald nach dem Krieg der Kreisgemeinschaft Mohrungen (KG) angeschlossen. Mehr als 25 Jahre war er als Schatzmeister an verantwortungsvoller Stelle für diese tätig und einige Jahre auch als Vorsitzender. Als Buchautor tat er sich auch hervor, indem er für seine verlorene Heimat eine ausführliche Dokumentation erstellte und heimatbezogene Publikationen veröffentlichte. Die KG hat ihm viel zu verdanken. Die KG und ihr Vorsitzender Günter Dombrowski werden dem langjährigen Vorstandsmitglied stets ein ehrendes Angedenken bewahren.



PREUSSISCH HOLLAND

Kreisvertreter: Bernd Hinz. Geschäftsstelle: Gudrun Collmann, Telefon (0 48 23) 85 71, Allee 16, 25554 Wilster

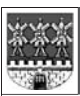
Sammelband IV der Heimatbriefe – Die KG Pr. Holland bietet neben den bisher erschienenen Werken folgendes an: Der Heimatbrief des Kreises, Hefte 16–20 als Sammelband IV, zirka 650 Seiten, Leinen, gebunden, 26 Euro zuzüglich 6 Euro Versand ergibt 32 Euro. Bestellungen bitte beim Kreisvertreter oder der Geschäftsstelle. Das nächste Hauptkreistreffen findet in der Patenstadt Itzehoe im Hotel / Restaurant „Klosterbrunnen", 9. –10. September dieses Jahres statt.



RASTENBURG

Kreisvertreter: Hubertus Hilgendorff, Tel. (0 43 81) 43 66, Dorfstr. 22, 24327 Flehm. Gst.: Patenschaft Rastenburg: Kaiserring 4, 46483 Wesel, Tel. (02 81) 2 69 50

Ostpreußenfahrt – Für die Fahrt der KG nach Rastenburg mit Masurischer Seenplatte, Lötzen, Nikolaiken und Allenstein vom 20. Mai bis 28. Mai dieses Jahres sind noch Plätze frei. Programm und Anmeldeformular bei der Geschäftsstelle in 46483 Wesel, Kaiserring 4.



SCHLOSSBERG (PILLKALLEN)

Kreisvertreter: Arno Litty, Telefon (0 30) 7 03 72 62 Britzer Straße 81, 12109 Berlin. Geschäftsstelle: Renate Wiese, Tel. (0 41 71) 24 00, Fax (0 41 71) 24 24, Rote-Kreuz-Straße 6, 21423 Winsen (Luhe)

Ostpreußenfahrt vom 8. Mai bis 20. Mai – Auch dieses Jahr findet wieder eine Fahrt in die Heimat statt. Ab Rotenburg (Wümme) über Kolberg, Marienburg, Elbing, Schiffahrt über den Oberländischen Kanal, weiter nach Königsberg, Ausflug zur Samlandküste und zur Kurischen Nehrung. Weiterfahrt nach Gumbinnen und Insterburg, von dort Ausflüge nach Tilsit, Ragnit, Schloßberg und Haselberg. Von Insterburg aus haben die Teilnehmer an einem Tag Zeit für eigene Unternehmungen. Rückfahrt über Sensburg, Nikolaiken zum Niedersee. Über Danzig und Stettin (jeweils Stadtrundfahrt) Rückfahrt nach Rotenburg. Die Kosten für die Fahrt: 890 Euro zuzüglich zirka 40 Euro für ein einmaliges Visum pro Person. Einzelzimmerzuschlag zirka 200 Euro. Ein Reiseprogramm und Informationen erhalten Sie bei der Anmeldung: bitte bei Arno Litty, Britzer Str. 81, 12109 Berlin, Telefon und Fax (0 30) 7 03 72 62, der die Fahrt vorbereitet und begleitet. Sie können sich aber auch an die Geschäftsstelle der KG Schloßberg, Rote-Kreuz-Str.6, 21423 Winsen (Luhe), Tel. (0 41 71) 24 00, Fax (0 41 71) 24 24 wenden.

Briefträger mit Amtsbrille

Jahrein, jahraus brachte er die Post nach Orlowen und erlebte dabei so manches

Von Heinz Kurt Kays

Heinrich Martinetz, so hieß der Briefträger, welcher jahraus, jahrein die Post nach Orlowen brachte. Sechsmal in der Woche fuhr er mit seinem rotlackierten Dienstrad gut vier Kilometer bis nach Roggendorf. Dortselbst befand sich das zuständige Postamt, wo Heinrich Martinetz die für seine Tour bestimmten Briefe, Karten und Zeitungen in eine reichlich abgewetzte Ledertasche stopfte, das eine oder andere Paket auf dem Gepäckträger festzurrte und auf der meist etwas löcherigen Chaussee zurückradelte nach Orlowen.

Diese Straße, welche die beiden Dörfer miteinander verband, lag übrigens sozusagen im hintersten Masuren; einer Gegend also, von der gerne gesagt wurde, hier sei der Anfang vom Ende der zivilisierten Welt. Jedoch, ganz so schlimm war es nicht, und dazu trug ein gehöriges Teil dieser Postbote Martinetz bei. Er stellte jedenfalls etwas dar, was man als ständigen Verbindungsstrang zu der großen und ereignisreichen Außenwelt bezeichnen mochte.

Und diesen hielt er allezeit nach besten Kräften offen. Denn es verging kein Werktag, an dem Heinrich Martinetz nicht auf der Straße zwischen Orlowen und Roggendorf zu beobachten war, an deren Rand übrigens zu beiden Seiten Bäume standen, Kastanien und Linden immer abwechselnd. Solches aber geschah bei jedem Wetter und zu jeglicher Jahreszeit. Mochte die heiße Augustsonne vom Himmel brennen oder eine Gewitterwolke mit Blitz und Donner drohen, mochten hohe Schneewehen die Chaussee säumen und strenger Frost die Natur zu Eis erstarren lassen – die Post kam unbeirrt tagtäglich nach Orlowen.

Wenn ein Metzger gefragt war – er konnte ihn holen

Kein Wunder also, daß Heinrich Martinetz das Dörfchen in der masurischen „Wildnis" kannte wie den Inhalt der eigenen Hosentasche. Er wußte, wie lang die Kette war, welche den jeweiligen Hofhund an seiner Hütte festhielt und wurde deshalb auch nie gebissen. Und selbstverständlich war er bekannt mit allen Bewohnern seines Zustellungsbezirks. Von jeglichem wußte er, was diesen freute oder bekümmerte, was ihn ärgerte und was er mochte. Kurzum – der Briefträger von Orlowen war bei alt und jung beliebt und wohl gelitten.

Doch er tat auch einiges dazu und war zu mancher Gefälligkeit bereit, die über seine dienstlichen Obliegenheiten hinausging. Bei alldem blieb Heinrich Martinetz aber der bis ins Mark hinein korrekte preußische Beamte, der nie etwas tat, was er hinterher hätte bereuen müssen. Allerdings wurde diese strenge Pflichtauffassung hie und da durch eine gewisse Schlitzohrigkeit gemildert, die man getrost auf seine prussisch-masurischen Wurzeln zurückführen konnte.

So erzählte ihm einmal der Bauer August Stach, er habe vor, ein Schweinchen zu schlachten und bat dann: „Kannst du vielleicht Bescheid sagen in Roggendorf dem Emil Kaminski, daß er möcht' kommen diesen Sonnabend?" Der Postbote nickte bereitwillig. Denn er kannte selbstredend besagten Emil Kaminski, welcher weit und breit alle Hausschlachtungen zu erledigen pflegte. Er war sehr gefragt, denn er konnte eine Leberwurst machen, daß einem das Wasser im Mund zusammenlief. Und dazu einen Schinken, der zart und saftig war zugleich.

August Stach war zufrieden, weil nun all das geregelt würde, wie es sich gehörte. „Kannst", so sprach er deshalb, „kannst – wenn geschlachtet ist – einen Ring Mettwurst mitnehmen und Stück Speck wird auch für dich da sein." Doch Briefträger Martinetz schüttelte energisch den Kopf: „Nuscht da! Als Beamter darf ich so was nicht. Könnte sein Bestechung!" Der Bauer konnte sich ein Schmunzeln nicht verkneifen: „Schon gut", sagte er, „wirst eben deine Frau schicken müssen – wie jedesmal."

Besonders sorglich ging der Herr „Pastorat", wie er sich nicht ungern nennen ließ, mit den ihm zur Verfügung gestellten beruflichen Ausrüstungsgegenständen um. Das galt vor allem für seine „Amtsbrille", mit der seiner nachlassenden Sehkraft abgeholfen werden sollte. Sie kam nur dann auf seine Nase, wenn rein dienstliche Angelegenheiten anstanden. Selbst seine persönliche Post sowie das Kreisblatt, das er jeden Abend studierte, las er mit bloßem Auge. „Es könnten ja", so argumentierte Heinrich Martinetz, „abgenutzt werden die Gläser womöglich."

So wie seine absolute Korrektheit stellte der Briefträger aus Orlowen auch die ihm innewohnende Bauernschläue immer wieder unter Beweis. Eine solche Episode soll hier erzählt werden.

Sie spielte im einzigen Wirtshaus des masurischen Dörfchens an einem Sonntagabend, als sich dort nahezu alle männlichen Bewohner bei einem Tulpchen Bier versammelt hatten, um sich von den Anstrengungen der gerade laufenden Kartoffelernte ein wenig zu erholen.

Auslöser war der Großbauer Herberts Kruszka, welcher diese Frage an Heinrich Martinetz zu richten beliebte: "Sag mal, mein Bester, ich möcht' gern wissen, womit eigentlich die Post ihr Geld verdienen tut? Sie verkauft eine Zehn-Pfennig-Marke für akkurat zehn Pfennig und eine Zwanzig-Pfennig-Marke kostet genau zwanzig Pfennig. Das ist doch kein Geschäft, oder? Und ohne jeden Profit muß man pleite gehen unweigerlich. Das weiß jedes Kind."

Ob dieser Herbert Kruszka seine Frage im Ernst und aus reiner Wißbegier stellte oder ob er den biederen Postbeamten aufs Glatteis locken, ihn dort ausrutschen und auf die Nase fallen lassen wollte, soll dahingestellt bleiben. Wie auch immer, Heinrich Martinetz holte seine „Amtsbrille" hervor und setzte sie etwas umständlich auf. Dazu fühlte er sich berechtigt, denn es war ein sozusagen dienstliches Problem an ihn herangetragen worden. Also musterte er den Frager ein Momentchen durch die Gläser, ehe er Antwort gab.

»Ihr seid wirklich rein dammlich«, erklärte Martinetz

Und diese lautete so: „Du hast, Herbert Kruszka", so sagte er, „durch und durch recht mit dem, was du erzählt hast. Die Post, sie macht tatsächlich keinen Gewinn, wenn sie verkauft eine Zehn-Pfennig-Marke für zehn Pfennig und eine Zwanzig-Pfennig-Marke für zwanzig. Aber sie macht trotzdem nicht Konkurs, wie ‚Pleite' amtlich genannt wird. Und warum nicht? Das werd' ich jetzt erklären, so daß es jeder versteht."

Es war mittlerweile mucksmäuschenstill geworden in der Wirtsstube von Orlowen. Jeder wollte mitkriegen, welche Auskunft Heinrich Martinetz geben würde. Der nahm erst einen ordentlichen Schluck aus dem Bierglas, ehe er anhub: „Du mußt wissen, Lieberchen, daß ein Brief, auf dem eine Zwanzig-Pfennig Marke gehört, zwanzig Gramm wiegen darf. Und ein Päckchen, welches sechzig Pfennig kostet an Porto, darf bringen exakt vier Pfund auf die Waage höchstens. Hast jetzt kapiert?"

Der Großbauer Herbert Kruszka hatte nicht. Er kratzte sich verlegen am Kopf und zuckte verständnislos die Achseln. Alle anderen Gäste taten dasselbe. „Ihr seid wirklich rein dammlich", entfuhr es dem Herrn Postrat. „Dabei ist doch so einfach. Denn – nicht jeder Brief ist zwanzig Gramm schwer. Und die meisten Päckchen sind auch leichter als vier Pfund. Und an diesem Untergewicht, da verdient die Post!"



Foto: Chronik Cunnersdorf

Der Briefbote und sein Dorf: Postzustellung um 1930

Die Botschaft der Fotos

Wir sitzen beisammen, die Schwester und ich, und blättern in einem Fotoalbum, dessen Seiten durch spinnwebverziertes Papier voneinander getrennt sind. Wir sehen uns die wenigen erhaltenen, bereits etwas verblichenen und vergilbten Fotografien mit den ausgezackten Rändern an. Nur wenige der abgelichteten Menschen, die so ernsthaft und mit starrem Blick in die Kamera schauen, kennen wir.

Eines der Bilder zeigt eine Gesellschaft, die an der Hochzeitsfeier von Tante Hannchen und Onkel Ernst teilnahm. Alle Personen sind dunkel gekleidet, selbst die Braut, die einen weit in die Stirn reichenden gekrausten weißen Schleier trägt. Neben dem Brautpaar sitzt unsere Großmutter mütterlicherseits, die wir noch kannten und die von ihren Enkelkindern liebevoll „Omama" genannt wurde.

Hinter ihr steht ihr Mann, unser Großvater, der früh verstarb. Über der hohen Stirn wellt sich dichtes graues Haar, einen Bart hat er, dessen Spitzen leicht nach oben zeigen. Der Großvater auf dem Bild blickt streng drein, hätten wir ihn wohl „Opapa" gerufen?

Eine andere Fotografie zeigt ebenfalls eine Hochzeitsgesellschaft. Auch auf dieser blicken die Menschen starr, gespannt und fast erwartungsvoll drein. Ernste Mienen, kein Lächeln auf den Gesichtern, obgleich doch eine Hochzeit eigentlich ein froher Anlaß zum Feiern ist. Ob sie wohl alle auf das sprichwörtliche Vögelchen warteten, das angeblich unter dem schwarzen Tuch des hinter der Kamera verborgenen Fotografen hervor flattern würde? Damals vor etwa 70, 80 Jahren hatte man noch still zu stehen, wollte man sich knipsen oder ablichten lassen, wie es hieß.

Wir forschen in den Gesichtern nach bekannten Zügen und Ähnlichkeiten, raten und versuchen zu deuten, stellen Vermutungen an und können Antworten nicht finden.

Es gibt auch niemanden mehr, den wir nach den abgebildeten Menschen und ihren Lebensumständen fragen könnten. Was hatten die Eltern, die Tanten und Onkel uns damals beim gemeinsamen Betrachten der Bilder noch erzählt? Wir hatten nicht recht zugehört, wir vergaßen es, wir waren jung, hatten andere Interessen. Was wir jetzt gern wissen möchten, wird uns für immer verborgen bleiben.

Annemarie Meier-Behrendt

»Er sorgt für Kartoffeln und Kohlen, ich für die Wirtschaft«

Die Großmutter erzählt der Enkelin vom Landleben in der Heimat

Von Christel Bethke

Kurz vor Mittag läutete es Sturm. Wer kann das denn sein? Es ist Lisa, die Enkelin, die Ferien hat und bei ihrer Oma essen will. Ja, was denn nun auf die Schnelle? Eigentlich hatte sie sich Bratkartoffeln machen wollen und dazu selbst eingelegten Kürbis.

„Oma, laß doch 'ne Pizza kommen", weiß das moderne kluge Kind zu raten. Nee, will Oma nicht. Sie bleibt bei Bratkartoffeln, die, als sie auf die Teller kommen, ganz knusprig geraten sind und mindestens so gut wie Pommes schmecken. Und der Kürbis, na, den kann man auch essen. Geht so. Danach aber der Mehlflinsen, mit Gelee bestrichen, aufgerollt und schräg in Stücke geschnitten und mit Puderzucker bestreut, läßt die Enkelin die Augen verdrehen. Vor Genuß, wohlgemerkt.

Ob Pizza nun besser gewesen wäre, fragt die Alte die Junge nicht. Irgendwie kommt ihr die eigene Jugend durch den Sinn geschritten, sie erinnert sich der Zeit, als sie in Lisas Alter war: Kluft, Tuch und Knoten, Kletterweste, Zöpfe bis in die Kniekehlen. In den Ferien zum Bauern aufs Land bei der Ernte helfen, denn es gab nicht genug Leute für diese Arbeit – die meisten waren im Krieg. Zwei Franzosen waren auf dem Hof. Kriegsgefangene, die den Bauern ersetzen sollten. Nett waren die gewesen und hatten den Mädchen einmal Schokolade angeboten, die sie geschickt bekommen hatten. Große Beratung mit der Führerin, ob man die wohl annehmen dürfe, schließlich waren das Feinde des Volkes. Dabei waren die nett gewesen. Gott sei Dank entschied die Führerin ausnahmsweise mal positiv. Die Gefangenen hatten ihnen geholfen, die Körbe bei der Kartoffelernte zu leeren, ließen sie manchmal auf den Pferden sitzen und den Wagen vorfahren, weiterfahren. Bevor es aber auf das Feld ging, erstmal antreten, die Fahne hissen und von der Morgenfrühe singen, die ihre Zeit sein sollte. Das sah man ihnen doch nicht so recht an. Dann die Kartoffelfeuer, die das herbstliche Land vernebelten, und an den Geschmack der in glühender Asche gerösteten Kartoffeln kann sie sich noch heute erinnern, erzählt sie der Enkelin. Die abendliche Ausgelassenheit, das Schlafen im Stroh. „Toll", meint Lisa, „du hast richtig was erlebt." So gesehen schon, sinniert die Oma.

Es muß am Flinsen gelegen haben, daß heute beide ins Gespräch kommen. Lisa will wissen, wie die Sache mit Opa war. „Der Heiratsantrag deines Großvaters lautete ungefähr so: er würde für Kartoffeln und auch für genug Kohlen sorgen, ich für die Wirtschaft." Die Enkelin kann sich vor Verwunderung nicht mehr beherrschen und prustet los: „Und das hast du dir gefallen lassen?"

Die Oma erklärt, Kartoffeln und Kohlen waren damals nicht wenig. Man brauchte zentnerweise davon. Heute dreht man nur am Knopf, und schon wird die Stube warm. Kartoffeln hatte sie am liebsten in zwei Sorten in Kartoffelkisten im Keller lagern: eine mehlige für Eintöpfe, Klöße und so, und dann noch eine feste, für Bratkartoffeln eben. Erst brachte der Bauer Proben davon, und wenn man sich entschieden hatte, wurde bestellt. Wenn er dann mit Pferd und Wagen kam, die gefüllten Säcke anlieferte, war das immer ein Fest für die Kinder, die ihn schon erwarteten, denn sie durften mitfahren und manchmal die Pferde lenken.

Die Oma merkt nun aber, daß die Unterhaltung vorüber ist. Das Mädchen steht schon an der Tür, zerrt sich an den Hosen, die in diesem Jahr oben ganz eng geschnitten und unten weit wie ein Rock sind. „Komm nicht damit ins Rad", sorgt sich die Großmutter und fügt zum Abschied hinzu: „Brauchst noch bißchen Kohle?"

„Ach, so hat der Opa das mit der Kohle gemeint", meint die Enkelin. Und nun fangen beide an zu lachen, und Oma sagt, während sie an den Schrank nach Kohle geht: „Dreimal darfst du raten."

Sie sollte Deutschland deklassieren

Vor 100 Jahren lief mit der »Dreadnought« das erste »all big gun one caliber battleship« in Portsmouth vom Stapel

Von MANUEL RUOFF

Traditionell setzte die britische Royal Navy eher auf Masse denn auf Klasse, eher auf Quantität denn auf Qualität. Die Menge, nicht die Größe der Schiffe sollte Großbritanniens Herrschaft auf den Weltmeeren sichern. So hatte die britische Kriegsmarine im Jahre 1905 56 Linienschiffe. (Die deutsche hatte zu der Zeit gerade einmal 17.) Für diese Strategie der großen Zahl sprach die Risikostreuung, denn so traf der Verlust eines Schiffes die Flotte vergleichsweise wenig.

Trotzdem war in Großbritannien bereits im Herbst des Vorjahres ein Strategiewechsel eingeleitet worden. Im Oktober 1904 wurde nämlich der deutschfeindliche Admiral of the Fleet Sir John Fisher zum Ersten Seelord berufen. Fisher hatte schon vorher für den Bau eines „all big gun one caliber battleship" plädiert. Nun als Erster Seelord hatte er die Möglichkeiten, ein derartiges Schiff zu bauen, die „Dreadnought". Dieses erste Großkampfschiff der Geschichte, das entsprechend seinem Namen nichts und niemanden fürchten sollte, sollte fast ausschließlich mit Geschützen großen Kalibers ausgestattet werden. Fisher zog damit die Konsequenz aus vorausgegangenen Seeschlachten, in denen sich die Gegner in weitem Abstand gegenübergestanden hatten und der schweren und damit weitreichenden Schiffsartillerie entscheidende Bedeutung beigekommen war. So erhielt die „Dreadnought" zehn Schnelladekanonen des Kalibers 30,5 Zentimeter, verteilt auf fünf Zweiertürme. Von diesen befanden sich zwei hinten, einer vorn und je einer links und rechts von den Aufbauten, so daß das Schiff mit je sechs Rohren nach vorne und hinten sowie mit acht Rohren zur Seite schießen konnte. Gängig waren in jener Zeit vier Kanonen in je einem Zwillingsturm vorne und hinten.

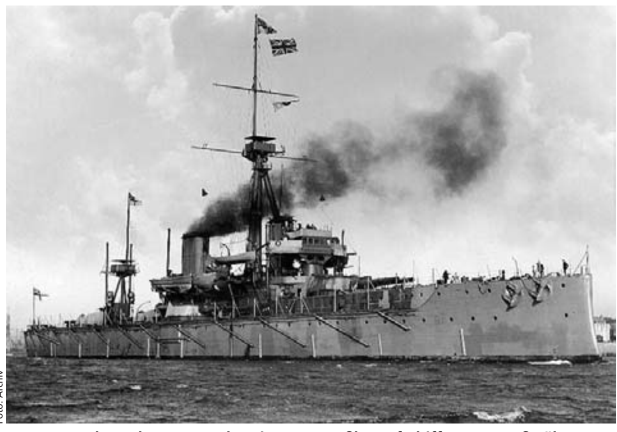


Foto: Archiv

HMS „Dreadnought": Das weltweit erste Großkampfschiff setzte Maßstäbe.

Am zweitwichtigsten war Fisher die Geschwindigkeit, damit die „Dreadnought" den für die 30,5-Zentimeter-Geschütze optimalen Abstand zum Gegner erst herstellen und dann halten konnte. Aus diesem Grunde wurden erstmals in einem Schiff oberhalb der Kreuzerklasse statt der üblichen Kolbendampfmaschinen moderne Dampfturbinen eingebaut. Die vier Sätze Parsons-Turbinen, welche die vier Wellen antrieben, waren nicht nur wartungsfreundlich, sondern ermöglichten mit ihren 23 000 Wellen-Pferdestärken (WPS) dem Schlachtschiff auch eine Höchstgeschwindigkeit von 21 Knoten in der Stunde. Die Linienschiffe erreichten nur 19 Knoten.

Am wenigsten wichtig war Fisher die Panzerung. Er ging davon aus, daß die „Dreadnought" ihre Gegner bereits niedergekämpft hatte, bevor diese ihren ersten Treffer landen konnten. So war die „Dreadnought" vergleichsweise unspektakulär gepanzert.

Die Ausmaße des Großkampfschiffes waren nach oben nur begrenzt durch die Größe der Häfen und Docks von Portsmouth, Devonport, Malta und Gibraltar. Das über 160 Meter lange und fast 25 Meter breite Schiff hatte einen Tiefgang von über acht Metern sowie eine Konstruktionsverdrängung von 18 110 Tonnen und eine maximale Verdrängung von 21 845 Tonnen.

Ziemlich genau ein Jahr nach der Berufung Fishers zum Ersten Seelord, am 2. Oktober 1905, wurde die „Dreadnought" bei der Königlichen Werft in Portsmouth auf Kiel gelegt. Ähnlich imponierend wie Bewaffnung, Geschwindigkeit und Ausmaße des Schiffs war die Geschwindigkeit seiner Fertigstellung. Am 10. Februar 1906 erfolgte der Stapellauf im Beisein des Ersten Seelords und des Königs. Am 11. Dezember des Jahres wurde das Schlachtschiff in Dienst gestellt. Dieses Tempo war wie das Schiff selber maßstäbesetzend. Die durchschnittliche Bauzeit eines britischen Linienschiffes betrug zu jener Zeit 33 Monate. Für Fisher war die Sache eine Frage des Prestiges, denn am 3. März 1905 hatte der US-amerikanische Kongreß die Mittel für zwei Linienschiffe bewilligt, die mit doppelt so vielen schweren Geschützen ausgestattet werden sollten wie üblich. Fisher gelang der Überraschungscoup. Verständlicherweise wurde das größte, bestbewaffnete und schnellste Schiff seiner Zeit Flaggschiff des Oberkommandierenden der Home Fleet.

Große Erwartungen verband Fisher mit dem Schiff. Es sollte die Seestreitkräfte der anderen seefahrenden Nationen und dabei nicht zuletzt der deutschen deklassieren. Das Wettrüsten sollte endgültig und eindeutig für Großbritannien entschieden sein. Seine Überlegung war dabei, daß Deutschland in der Vergangenheit ärmer und weniger industrialisiert gewesen war als sein eigenes Land. Zudem mußte es als Kontinentalmacht in der Nachbarschaft Rußlands im Gegensatz zu Großbritannien auch noch ein großes Heer finanzieren. Die Finanznot des Deutschen Reiches war allgemein bekannt. Immerhin hatte die „Dreadnought" den britischen Steuerzahler 1,784 Millionen Pfund gekostet. Der im Deutschen Reich für die Finanzen zuständigen Reichstag war durch das in Europa Maßstäbe setzende demokratische Wahlrecht vergleichsweise links und die starke Sozialdemokratie durch den Marxismus zum Internationalismus verpflichtet. Zudem waren der Kaiser-Wilhelm-Kanal nicht tief genug, Bremerhavens Hafeneinfahrt nicht breit genug und Deutschlands Docks nicht groß genug für Schiffe dieser Größenordnung.

Wider Erwarten hielt das die Deutschen jedoch nicht ab. Sie nahmen es auf sich, die entsprechenden Umbauten vorzunehmen und Schiffe der „Dreadnought"-Klasse zu bauen. Damit hatte sich der vermeintliche Vorteil des neuen Schiffstyps für Großbritannien in einen Nachteil verkehrt. Mit den Linienschiffen der Deutschen und der anderen seefahrenden Nationen waren nämlich nicht nur genauso die eigenen marginalisiert, sondern auch der über Jahrzehnte erarbeitete Vorsprung in dieser bis dahin größten Schiffsklasse. In der nun beginnenden neuen Runde des Wettrüstens auf der nächsthöheren Ebene der „Dreadnought"-Klasse fingen alle wieder bei null beziehungsweise eins an. Die Briten konnten sich durch diesen neuen Schiffstyp um ihren mehr als komfortablen Vorsprung zur See gebracht sehen. Entsprechend gereizt reagierte die Herrscherin der Meere.

Am 1. Januar 1907 unterstellte der Abteilungschef im Foreign Office, Sir Eyre Crowe, in einer Denkschrift Deutschland, nach einer hegemonialen Stellung zu streben und dadurch die Lebensinteressen des Britischen Empire zu bedrohen; er schloß daraus, daß die Abwehr der unterstellten deutschen Expansion das leitende Ziel der englischen Politik werden müsse. Gut siebeneinhalb Jahre später, am 4. August 1914, erklärte Großbritannien dem Deutschen Reich den Krieg. An dessen Ende stand Deutschland wunschgemäß zur See entwaffnet da.

In diesem Krieg spielte die „Dreadnought" nur eine marginale Rolle. Am 18. März 1915 rammte sie im Pentland Firth zwischen dem schottischen Festland und den Orkney Inseln das deutsche U-Boot U9 des legendären Kommandanten Otto Weddingen, das daraufhin sank. Dabei handelte es sich jedoch um einen Zufallserfolg. Das mittlerweile veraltete Schiff wurde von den Briten vornehmlich defensiv zum Schutz der eigenen Gewässer eingesetzt. Bereits während des Krieges, nämlich im März 1918, wurde die „Dreadnought" nach nicht einmal einem Dutzend Jahren außer Dienst gestellt. 1923 wurde das Großkampfschiff, das einer Schiffsklasse und sogar einer Ära seinen Namen gegeben hatte, zum Abwracken verkauft.

Der Kranich des Ostens hebt ab

Vor 50 Jahren nahm die Deutsche Lufthansa (Ost) den Linienbetrieb auf

Die Deutsche Demokratische Republik erhielt Mitte der 50er Jahre wie die Bundesrepublik Deutschland als Gegenleistung dafür, daß sie ihren Besatzern erst ausschließlich freiwillige und dann auch gepreßte, wehrpflichtige Soldaten als Hilfstruppen für den Kalten Krieg zur Verfügung stellte, – zumindest formal – eine beschränkte Souveränität, wobei beide Staaten dazu neigten, die Beschränkungen ihrer Souveränität gegenüber der eigenen Bevölkerung und der Öffentlichkeit dezent zu verschweigen.

Durch die Globalisierung, die Liberalisierung der Märkte und die Privatisierung von Staatsaufgaben und -betrieben wird dieses heute etwas unverkrampfter gesehen, doch noch vor wenigen Jahrzehnten war es für einen souveränen Staat, der etwas auf sich hielt, schon fast eine Statusfrage, über eine eigene nationale Fluggesellschaft zu verfügen.

Als Erich Honecker noch nicht die DDR in einen „sozialistischen Staat der Arbeiter und Bauern" umgewandelt hatte und die 68er in der Bundesrepublik noch nicht darangegangen waren, die Liebe zum deutschen Vaterland durch Jürgen Habermas' „Verfassungspatriotismus" zu ersetzen, verstanden sich DDR wie Bundesrepublik noch als dezidiert deutsche Staaten und Kern eines deutschen Nationalstaates und versuchten insoweit, zur Legitimierung ihres Anspruches an deutsche Traditionen anzuknüpfen. Von 1926 an war die Lufthansa die nationale Fluggesellschaft im Deutschen Reich gewesen, und so wurde in der DDR wie in der Bundesrepublik im Zusammenhang mit der Erringung der wenigstens scheinbaren Teilsouveränität eine Lufthansa als eigene Fluggesellschaft gegründet.

Am 27. April 1955 beschloß der Ministerrat der DDR nach vorheriger Zustimmung der sowjetischen Botschaft: „Zur Durchführung des zivilen Personen- und Frachtluftverkehrs ist mit Wirkung vom 1. Mai 1955 die deutsche Lufthansa zu gründen. Die deutsche Lufthansa untersteht dem Ministerium des Innern."

Gut zwei Monate später, am 8. Juli, trat das eine Woche zuvor berufene Direktorium erstmals zusammen. Tagungsort war der Sitzungssaal des Hauptamtes Verwaltung der DDR-Regierung. Geleitet wurde die Sitzung vom Hausherren, Hauptdirektor Arthur Pieck.

Arthur Pieck, Sohn des DDR-Präsidenten Wilhelm Pieck, war – wie bei Führungskräften in totalitären Systemen nicht unüblich – eher politisch denn fachlich für seine Aufgabe qualifiziert. So hatte sich der gelernte Setzer, Jahrgang 1899, schon frühzeitig auf die richtige Seite, das heißt die der nunmehrigen Sieger und Besatzer, geschlagen. 1922 und 1923 war er als Mitarbeiter der sowjetischen Handelsvertretung in Berlin tätig gewesen. Nachdem er bereits zuvor führende Funktionen im Internationalen Arbeiter-Theater-Bund bekleidet hatte, wurde er schließlich dessen Sekretär. Ab 1938 arbeitete er in der Moskauer Presseabteilung der Kommunistischen Internationale, um dann ab 1941, dem Jahre des Ausbruchs des deutsch-sowjetischen Krieges, in der Roten Armee zu dienen, natürlich als Offizier. Als Dolmetscher des späteren Berliner Stadtkommandanten und heutigen Berliner Ehrenbürgers Nikolai Bersarin war er mit dessen 5. Stoßarmee nach Deutschland zurückgekehrt, wo er in der Verwaltung der SBZ / DDR schnell Karriere machte.

Piecks Erster Stellvertreter, der für den Flugverkehr zuständige Direktor Fritz Horn, war gelernter Flugzeugführer. Der technische Direktor Ernst Wendt, ein Polarflieger, war auch nach seiner Tätigkeit als Schlosser und Meister bei der Deutschen Lufthansa AG der Branche verbunden geblieben und hatte es dort bis zum Werkdirektor gebracht. Direktor Karl Heiland schließlich war für die politische Arbeit zuständig, war jedoch zumindest insofern vom Fach, als er bei der Luftwaffe eine Pilotenausbildung gemacht hatte, wenn auch kriegsbedingt ohne Abschluß.

Am 30. Juli 1955 landete die erste Maschine der neuen Gesellschaft mit der Kennung DDR-ABA in Schönefeld. Am 16. September 1955 fand der erste offizielle Flug statt. Die Maschine brachte eine Regierungsdelegation unter Ministerpräsident Otto Grotewohl zur Unterzeichnung des Staatsvertrages zwischen der Sowjetunion und der DDR nach Moskau. Eine Airline ist jedoch mehr als eine Flugbereitschaft; erst der Linienflug macht eine Gesellschaft zu einer Fluglinie.

Vor einem halben Jahrhundert, am 4. Februar 1956, war es soweit, die Lufthansa (Ost) eröffnete auf der Strecke Berlin–Warschau den Linienverkehr. Im selben Jahr folgten am 27. Februar der Messeflugverkehr Berlin–Leipzig sowie die Linien Berlin–Prag–Budapest–Sofia am 16. Mai, Berlin–Prag–Budapest–Bukarest am 19. Mai und Berlin–Wilna–Moskau am 7. Oktober.

Anfänglich stellten die Deutschen in der Lufthansa (Ost) nur das Bodenpersonal. Die Crews stammten wie die Maschinen vom Typ Iljuschin Il 14 zuerst ausschließlich aus der Sowjetunion. Am 13. März 1957 flog dann erstmals mit Gerhard Frieß ein Deutscher als Kommandant auf einem Linienflug der Lufthansa (Ost) nach Moskau. Nach den Besatzungen kam allmählich auch Fluggerät aus dem eigenen Land. Waren die ersten 14 Il 14 noch aus der Sowjetunion importiert worden, war die 15. bereits ein Lizenzbau aus Dresden. Fast hätte die Lufthansa (Ost) nicht nur im eigenen Land gebaute, sondern auch in der DDR entworfene Maschinen erhalten. Weder der Typ 152 noch der Typ 153 ging jedoch in Serie, und so deckte die Lufthansa (Ost) ihren Bedarf an größeren Passagierflugzeugen weiterhin mit Iljuschin-Maschinen. Zu den Il 14 kamen ab dem 28. März 1960 Il 18, immerhin Turboprop-Maschinen. Ende 1962 verfügte die Lufthansa (Ost) über 26 ältere Il 14 und fünf Il 18.

Damit ist die Geschichte der Lufthansa (Ost) auch schon fast erzählt, denn am Ende des nächstfolgenden Jahres war sie schon nicht mehr die Airline der DDR. Verantwortlich hierfür war ihr westdeutsches Pendant, das ihr schon bald nach ihrer Gründung den Namen und das Logo mit guten Argumenten und nicht ohne Erfolg auf internationalem Parkett streitig zu machen begann. So war die westdeutsche Lufthansa nicht nur etwas älter als die mitteldeutsche, sondern hatte auch schon, bevor die Lufthansa (Ost) überhaupt gegründet war, von der in Liquidation befindlichen Lufthansa aus der Reichszeit die Rechte an Namen und Logo gekauft. So hatte Arthur Pieck schon wenige Monate nach der Gründung der Lufthansa (Ost), am 12. Januar 1957, gegenüber Otto Grotewohl die niederschmetternde Meinung vertreten: „Formaljuristisch gesehen befinden wir uns also in einer Situation, nach der selbst unsere eigenen Gerichte uns das Recht auf Führung des Namens ‚Deutsche Lufthansa' und des stilisierten Kranichs als Warenzeichen untersagen müssen."



Foto: Archiv

Iljuschin Il 14 der Deutschen Lufthansa (Ost): Mit Maschinen dieses Typs nahm die DDR-Airline den Linienbetrieb auf.

In dieser Situation hält es die DDR-Führung letztlich für das kleinere Übel klein beizugeben. Bereits frühzeitig baut sie eine Rückzugslinie auf. Am 13. März 1958 beschließt ein illustre Runde bei Erich Honecker, zu der auch Arthur Pieck gehört, für den „Notfall" eine „neue Gesellschaft zu gründen und im Warenzeichenregister (DDR, Madrid, Bern) einzutragen". Am 8. September 1958 wird die „Interflug, Gesellschaft für internationalen Flugverkehr mbH" gegründet. Die Lufthansa (Ost) stellt mit 1,1 Millionen Mark die Mehrheit der insgesamt zwei Millionen Mark Grundkapital und mit Arthur Pieck den Hauptgeschäftsführer

Ein knappes halbes Jahrzehnt später ist es soweit. Im Angesicht einer drohenden Niederlage der Lufthansa (Ost) gegenüber der Lufthansa (West) in einem größeren Prozeß in Belgrad beginnt der Rückzug in die ausgebaute Auffanglinie. Im Juli 1963 erklärt sich das SED-Politbüro damit einverstanden, „daß die Lufthansa liquidiert wird, weil es unrentabel ist, zwei Gesellschaften zu haben, und daß eine Gesellschaft unter dem Namen ‚Interflug' gebildet wird". Am 1. September 1963 werden dann tatsächlich die Luftverkehrsbetriebe der DDR zusammengelegt und mit der personellen Spitze der Lufthansa (Ost), aber unter der Firmenbezeichnung Interflug weitergeführt. *M. R.*

Ehrgeizig



Besonderes über Ostpreußen

Vieles am alten Ost- und Westpreußen scheint vertraut: der Deutsche Orden und Bernstein, die Künstlerkolonie Nidden und das ruhmreiche Königsberg. Hier die Besonderheiten herauszuarbeiten, dazu noch weniger bekannte Details der preußischen Geschichte aufzudecken – das Buch „Kultur-Landschaft Ost- und Westpreußen" meistert dieses ehrgeizige Vorhaben. Das neuartige Lesebuch beleuchtet unterschiedliche Facetten der ost- und westpreußischen Geschichte, die bisher weitgehend im Verborgenen lagen. So schildert es den lebensgefährlichen Schmuggel der litauischen Bücherträger aus Ostpreußen, die ihre Landsleute im russischen Litauen mit Literatur in eigener Sprache versorgten. Das Buch spannt einen Bogen von der wechselvollen Geschichte des Kanthäuschens in Moditten nahe Königsberg über das Leben der zahlreichen Juden in Ostpreußen und die Architektur der Königsberger Stadttore bis in die heutige Zeit. Die internationale Gemeinschaftsarbeit von Wissenschaftlern und Publizisten aus Deutschland, Polen, Litauen, Rußland und Tschechien zeigt ein erweitertes und vielschichtiges Bild der historischen deutschen Landschaft. Auf 296 Seiten breiten 25 Essays das alte Ost- und Westpreußen mit überraschenden Anund Einsichten vor dem Leser aus. Im Anhang des hochwertigen, wissenschaftlich fundierten Buchs, reich bebildert, findet der Leser eine Zeittafel, ein Orts-, Personen- und Literaturverzeichnis sowie ein ausführliches Glossar. *OL*

***Deutsches Kulturforum östliches Europa (Hrsg.): „Kulturlandschaft Ost- und Westpreußen"**, 360 Seiten, brosch., 19,80 Euro*

Zerrüttete Familie





Großvater nimmt mißhandelte Enkeltochter bei sich auf

Ich heiße Signhild. Meine Mutter hat meinen Stiefvater mit einem Messer getötet, aber ich kann nichts dafür." Dies sind Signhilds Worte, als sie sich zur Einschulung der Klasse vorstellt.

Wieviel Zeit und Geduld es sie und vor allem ihren Großvater gekostet hat, daß sie diese Sätze frei von Scham, und ohne die Gespenster der Vergangenheit heraufzubeschwören, auszusprechen vermag, weiß natürlich keiner der neuen Mitschüler.

Mißhandelt und verängstigt hatte der Großvater damals die kleine Signhild in deren Elternhaus unter einem Bett vorgefunden und sie zu sich genommen.

Die Tragik, daß es zu all dem kommen konnte, ist auch für ihn nur schwer begreiflich.

„Für die Fürsorgerin war es eine Wohnung, ein Zuhause, das sie über mehrere Jahre regelmäßig besucht hatte, eines von vielen ... Im nachhinein machte sie sich nun Vorwürfe, die Zeichen nicht richtig gedeutet zu haben. Den scheuen Blick des Kindes, den noch scheueren der Mutter. Kein Augenkontakt, wie bei unterwürfigen Hunden. Die Jovialität des Mannes, seine Gesprächigkeit, einschmeichelnd, aber tief in der Kehle eine Art unüberhörbares Knurren ... Auch der Großvater des Kindes wird sich für den Rest seines Lebens mit denselben vollständig zwecklosen Gedanken plagen ... Er steht hinter dem Polizisten, der den Tatort aufschließt, und sie betreten das, was mehrere Jahre lang das Zuhause seiner Tochter war und ihr Leben lang das der Enkeltochter ... Er starrt auf den dunklen Fleck getrockneten Blutes und unbeschreibliche Trauer erfüllt ihn."

Als der Großvater sich auf den Heimweg macht, ist er nicht allein. Neben ihm trottet ein kleines, schmutziges und abgemagertes Mädchen. Einige Zeit und viele Märchen wird es dauern, bis er in Signhilds Welt wird durchdringen können, um sie in seine zurückzuholen.

Ein sehr anrührendes trauriges Buch, das jedoch durch die grenzenlose Liebe des Großvaters zu seiner Enkeltochter gleichzeitig Wärme und Nähe vermittelt.

Der Leser begleitet Signhild durch ihre Kindheit. Er fühlt den Schmerz und den Horror, die die Erinnerungen in dem Mädchen hervorrufen. Doch spürt er auch die Hoffnung und die Freude, die ihr das Leben beim Großvater bescheren.

Oft wird das Kind den Großvater fragen, warum es immer wieder diese bösen Gedanken und Träume hat, bis der Tag kommen wird, an dem der Großvater ihr die Wahrheit sagen und sie ihre Mutter wiedersehen wird.

Margaret Skjelbred hat mit „Die Perlenkönigin" einen Roman geschrieben, der dem Leser unter die Haut geht und der angesichts von in letzter Zeit bekannt gewordenen Fällen von Kindesmißhandlung wie im Falle der kleinen Jessica aus Hamburg auch einen tiefrealen Hintergrund hat. *A. Ney*

***Margaret Skjelbred: „Die Perlenkönigin"**, dtv premium, München 2006, 238 Seiten, 14 Euro*

Vom Lachen und Weinen

Seit bald sechs Jahrzehnten geht er einer besonderen Leidenschaft nach: Siegfried Walden schreibt Erzählungen und Gedichte. Was er erlebt und erfühlt, findet sich bald in Prosa oder Lyrik wieder. Mal heiter, mal besinnlich, oft mit einer Prise Humor gewürzt sind seine meist kurzen, aber immer treffenden Texte. Es war im Jahr 1948, als der Königsberger Walden den „Westfälischen Nachrichten" ein erstes Gedicht zur Veröffentlichung anbot. Es wurde gedruckt und viele sollten folgen – über 1000 Texte aus seiner Feder sind in den verschiedensten Publikationen und Zeitungen (auch im *Ostpreußenblatt*) veröffentlicht worden.

In seinem Vorwort zu seinem neuen Buch „Und du wirst das Leben sehen" spricht Walden von einer „Superjury, den Damen und Herren der Zeitungsredaktionen". Sie hätten schließlich unabhängig voneinander entschieden, welcher Beitrag an die Öffentlichkeit kommen sollte.

Eine Auswahl hat Walden nun für dieses Buch zusammengestellt, in dem Erzählungen und Gedichte den Leser „quer durch den Garten des Lebens führen".

Zu Herzen gehend sind nicht nur seine Liebesgedichte, sondern auch seine Betrachtungen der Natur. Spannend wird's, wenn der ehemalige Kriminalhauptkommissar seine beruflichen Erfahrungen in die kurzen Geschichten einfließen läßt.

„Mal Sonnenlicht, mal Finsternis, des Himmels Brauch uns gleichsam ist, das Leben auch so himmlisch scheint, es manchmal lacht und manchmal weint", schreibt Walden in einem seiner Gedichte, und so mag es der Leser auch mit seinen Geschichten und Gedichten halten – „lache on griene", wie der Ostpreuße sagt. *man*



***Siegfried Walden: „Und du wirst das Leben sehen ..."**, Erzählungen und Gedichte, Frieling, Berlin, broschiert, 272 Seiten, 12,90 Euro*

Kein Ort, der die Phantasie beflügelt

Der Schweizer Adolf Muschg fragt, was Europa verbindet und wo seine Grenzen liegen

Mit ziemlichen Unwillen haben die meisten Deutschen auf Angela Merkels Bereitschaft, weiterhin den Zahlmeister der Europäischen Union zu spielen, reagiert.

Warum müssen schon wieder die Deutschen ran und was soll überhaupt dieser ganze Hokuspokus um die bürokratisch anfallende EU und was haben wir Deutsche damit zu tun?

„Was ist europäisch?" lautet dann auch der Titel des Buches von Adolf Muschg. Der Schweizer, der bis Dezember 2005 Präsident der „Akademie der Künste" in der deutschen Hauptstadt war, aber wegen unüberbrückbarer Differenzen mit dem Berliner Senat sein Amt aufgegeben hat, geht dieser Frage nach. Und als einer der ersten Aspekte erwähnt er, daß die Begeisterung der Bevölkerung für die EU in fast allen Ländern gleichermaßen zu wünschen übrig lasse. Dabei verbinde den Kontinent eine gemeinsame Geschichte, die Höhen und Tiefen in sich berge, und gerade aus den Tiefen heraus sei die EU entstanden, um vor allem Kriege zwischen den Bewohnern dieses Erdteils gar nicht erst aufkommen zu lassen.

Auch bedauert der Schweizer, daß sein Land nicht der EU angehört, denn letztendlich bewundert er die Idee, die hinter der europäischen Vereinigung steckt. Doch: „‚Brüssel' ist kein Ort, der die Phantasie beflügelt. Es scheint sich hauptsächlich als Zentralbehörde des Wettbewerbs um jeden Preis zu verstehen, als Vatikan regulierter Deregulation. Was durch verschlossene Türen dringt, klingt eher technokratisch als politisch und – im Sinne des klassischen Athen – ziemlich banausenhaft. Das könnte für die Zukunft Europas auch ein bißchen wenig sein – und andererseits wiederum schon zu viel."

Um die EU mit Leben zu füllen, setzt der Autor bewußt auf die verschiedenen, wenn auch gezügelten Nationalitäten, die kulturelle Kompetenz, da „mit Wohlstandsangeboten" vor allem die ehemaligen Ostblockstaaten nicht allein bei der Stange zu halten seien.

„Ein Boot ohne Tiefgang hält keinen Kurs ... Europa braucht keinen Mythos seiner selbst, aber eine gute Erzählung seiner Geschichte – wie diejenige der phönizischen Prinzessin seines Namens."

Dabei ist für den Träger des Georg-Büchner-Preises Europa nicht überall. Wo fängt Europa an, wo hört es auf? Daß sich hierüber mit Hinweis auf die Geschichte trefflich streiten läßt, räumt der Autor zwar ein, doch für ihn zählen die gemeinsamen Werte mehr als die Tatsache, daß ein Teil der Türkei auf europäischem Boden liegt oder Jerusalem die Stätte des Christentums ist. „Nein, die Inkorporation einer muslimisch geprägten Gesellschaft ist es nicht, die ich Europa ersparen möchte – dieses Problem wird sie nicht nur mit Bosnien und Albanien, sondern mit jeder europäischen Großstadt auch im eigenen Haus haben."

Adolf Muschgs Gedanken über Europa sind sehr erhellend, wenn auch nicht immer leicht zu verstehen, da der Intellektuelle zahlreiche Querverweise auf die Antike, verschiedene nationale Redensarten und Parallelen bringt. Da das Buch schon im Jahr 2005 entstanden ist, sind auch noch nicht die neuesten Entwicklungen verarbeitet und analysiert. Wäre dies der Fall, so wäre der ehemalige Professor für deutsche Sprache und Literatur in Zürich bestimmt zu noch härteren Urteilen gelangt.

Doch was ist nun eigentlich europäisch? Die Antwort ist keineswegs einfach, doch Adolf Muschg nähert sich ihr. Trotzdem ist das Ergebnis nicht einfach in Worte zu fassen, es ist vielmehr ein Gefühl von Europa, was zurückbleibt. Wie man für dieses jedoch die Bewohner dieses Erdteils begeistern soll, bleibt offen. *Rebecca Bellano*

***Adolf Muschg: „Was ist europäisch?"**, C. H. Beck, München 2005, geb., 126 Seiten, 14,90 Euro*

Schrulliger Idealist

Leben und Wirken von Albert Schweitzer

Ein alter Mann mit weißem, zwirbeligem Schnauzbart, hellem Hemd und einem leuchtend weißen Tropenhelm: Albert Schweitzer. Der Friedensnobelpreisträger bereicherte die Welt als Arzt, Theologe, Musiker und Philosoph und widmete sich als Urwaldarzt in Afrika den Ärmsten der Armen. Albert Schweitzer galt aber nicht nur als Genie, sondern auch als schrulliger Kauz, der manchem unangenehm auf die Nerven ging. Vor allem sein Kampf gegen Atomwaffen machte ihn in den USA zeitweise zu einer „Persona non grata".

Siegwart-Horst Günther und Gerald Götting, die beide in den 50er und 60er Jahren das Wirken von Albert Schweitzer in Lambaréne nahe dem Äquator begleiteten, haben in „Was heißt Ehrfurcht vor dem Leben? Begegnungen mit Albert Schweitzer" ihre Erlebnisse der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Viele Schwarzweißaufnahmen geben zudem zusätzlich einen Eindruck von dem Arbeitsumfeld des damals schon über 80jährigen Idealisten. Die lebendigen Schilderungen der beiden Männer sowie ein Abdruck des von Schweitzer verfaßten, berühmten Textes „Was heißt Ehrfurcht vor dem Leben?" zeigen die verschiedenen Facetten des höchst engagierten Urwalddoktors.

Ein wenig schmunzeln muß man aber doch, wenn man liest, daß der 1875 geborene Arzt während seiner Abwesenheit gelegte elektrische Leitungen wieder kappen ließ, da Strom für ihn nicht in den Urwald paßte. Ähnlich wie dem Leser erging es auch seinen Gästen aus Deutschland, denen der gebürtige Elsässer sein Tun mit den Eigenarten der Afrikaner schilderte, die lieber weite Wege zu ihm ins Urwaldhospital zurücklegten, anstatt in der nahen Stadt ins moderne, für sie sterile Krankenhaus zu gehen. Außerdem mußten Schweitzers Patienten nicht für die von ihm und seinen Mitarbeitern erbrachten Leistungen mit Geld bezahlen, sondern konnten ihre Schulden als Handwerker oder im Gemüsegarten abarbeiten. „Die Lepra-Kranken haben beim Bau kräftig mit angepackt, heißt es. Sie halfen bei den Erdarbeiten und beim Transport der Materialien sowie bei der Errichtung der Holzkonstruktion und bei der Herstellung der ‚Palmenziegel'."

„Kein Mensch ist jemals einem Menschen ein vollständig dauernd Fremder. Mensch gehört zu Mensch. Mensch hat Recht auf Mensch. Große und kleine Umstände können eintreten, die die Fremdheit, die wir uns im täglichen Leben auferlegen, außer Kraft setzen und uns als Mensch zu Mensch miteinander in Beziehung bringen. Das Gesetz der geziemenden Zurückhaltung ist bestimmt, durch das Recht der Herzlichkeit durchbrochen zu werden", lautete Albert Schweitzers Devise, und aus den Berichten der beiden Autoren geht hervor, daß der 1965 verstorbene Urwaldarzt sie trotz nicht immer freundlicher Reaktionen auf sein Wirken ziemlich konsequent lebte und ganz er selbst war. *Bel*

***Siegwart-Horst Günther und Gerald Götting: „Was heißt Ehrfurcht vor dem Leben? Begegnungen mit Albert Schweitzer"**, neues leben, Berlin 2005, geb., 223 Seiten, 19,90 Euro*

Hautnah



Edith Lux berichtet über ihre Flucht aus Ostpreußen

Ostpreußen, das Land der tausend Seen und dunklen Wälder, ist das Geburts- und Heimatland von Edith Lux. Die kleine Familie – Vater und Mutter, drei ältere Geschwister und ein jüngerer Bruder – bewirtschaftet einen Kleinbauernhof. Edith erlebt bis zum Ausbruch des Krieges 1939 eine unbeschwerte Kindheit. Die ersten dunklen Wolken ziehen auf, als beide Brüder zur Wehrmacht eingezogen und die Schwester zum Kriegsdienst verpflichtet wird. Durch den Flugzeugabsturz des Ältesten müssen die Eltern, da sie den Hof nicht mehr allein bewirtschaften können, das Anwesen verkaufen. Der Vater sucht und findet einen kleineren Hof in der Nähe von Insterburg. Der Vorteil ist, daß die Ostgrenze und damit die Gefahr, die Auswirkungen des Kriegsgeschehens noch mehr zu spüren, nun weiter entfernt ist. Nachteilig wirkt sich jedoch aus, daß Insterburg als wichtiger Verkehrsknotenpunkt für den Nachschub an die Front häufiger Bombenangriffen ausgesetzt ist.

Für die zwölfjährige Edith endet Anfang 1944 ihre Kindheit abrupt. Durch eine schwere, nicht erkannte Erkrankung – Ärzte und Medikamente gibt es für die Zivilbevölkerung nicht mehr – erleidet sie einen irreparablen Hörschaden. Im Januar 1945 rückt die Rote Armee immer näher, und die Familie reiht sich bei eisiger Kälte mit Pferd und Wagen in den immer größer werdenden Flüchtlingsstrom ein. Hungernd, durstig und frierend ziehen sie über Landstraßen und das zugefrorene Frische Haff. Überall lauern Gefahren, und der Schrecken kennt keine Grenzen. Von Danzig aus mit einem Schiff über die Ostsee zu gelangen, ist aussichtslos. Ihre einzige Hoffnung, um vor den Russen die Oder zu überqueren, sind die Oderbrücken bei Stettin. Aber auch diese Fluchtmöglichkeit bleibt ihnen letztlich versperrt. Was folgt ist eine Internierung in Ostpommern durch die Polen, wo sie unter schikanösen Arbeits- und schweren Lebensbedingungen ihr Dasein fristen müssen. Nach einem halben Jahr wird die Familie mit vielen anderen Leidensgenossen in einen Güterwaggon verfrachtet und ohne ausreichende Verpflegung in ein kleines Dorf nach Mitteldeutschland ausgesiedelt.

Edith Lux liefert mit ihrer Autobiographie „Im Krieg und danach" einen hautnahen Zeitzeugenbericht über einen sinnlosen Krieg, der in der Vertreibung der Deutschen einen weiteren Höhepunkt fand. Mit bewundernswerter Kraft erkämpft sie sich eine Existenzgrundlage und eine qualifizierte berufliche Ausbildung. Mit eisernem Willen und dem typisch ostpreußischen Dickschädel behauptet sie sich gegen Ausgrenzung, Behördenwillkür und Benachteiligungen, um sich ein lebenswertes Leben aufzubauen. Edith Lux hat ein Buch gegen das Vergessen geschrieben, das gerade auch der nachwachsenden Generation, die Krieg und Vertreibung nur vom Hörensagen kennt, ans Herz gelegt sei. *Barbara Mußfeldt*

***Edith Lux: „Im Krieg und danach"**, Projekte Verlag, brosch., 429 Seiten, 24,50 Euro*

OSTPREUSSEN-KLASSIKER



Arno Surminski
Vaterland ohne Väter
Russland, Ostpreußen, Münster und Hamburg sind die Schauplätze dieses Romans, der einen Bogen spannt vom Zweiten Weltkrieg bis zur Gegenwart und in dem auch Napoleons Marsch nach Moskau 1812, über den ein junger Westfale in seinem Kriegstagebuch erschreckend Ähnliches zu berichten wusste, eine Rolle spielt. „Alle Kriege sind miteinander verwandt", heißt es in Arno Surminskis neuem Roman, mit dem ihm nicht nur ein unverwechselbares Stück Literatur gelungen ist, sondern auch ein bewegender Beitrag zur aktuellen Vergangenheitsdebatte.
Geb., 464 Seiten **Best.-Nr.: 3926, € 22,00**



Heinz Voigt
Der letzte Sommer von Mauritten
Ein Roman aus Ostpreußens heißem Kriegssommer 1944
Die häufigen Bezüge zur Geschichte Deutschlands, die Episoden von Schauplätzen des Weltkrieges, das breite Spektrum der Charaktere sowie knappe, spritzige literarisch-politische und religiös-philosophische Dialoge und Reflektionen heben den Roman über eine rein ostpreußische Heimat- und Nostalgie-Erzählung hinaus auf da Niveau einer allgemein gültigen Saga deutscher Befindlichkeit im letzten Weltkriegssommer.
Kart. 379 Seiten **Best.-Nr.: 3641, € 14,80**



Hans Graf von Lehndorff
Menschen, Pferde, weites Land
Kindheits- und Jugenderinnerungen
Diese Erinnerungen sind mit verschiedenen Orten verknüpft. Auf dem vom Vater geleiteten Vollblutgestüt Graditz verbringt der Autor sein erstes Lebensjahrzehnt. Dann führt der Weg in das legendäre Gestüt Trakehnen (Ostpreußen), dessen Leitung dem Vater 1922 übertragen wird. Haben für den jungen Grafen Lehndorff Pferde von Anfang an eine wichtige Rolle gespielt, so rückt die Reiterei nun vollends in den Mittelpunkt seines Lebens. Januschau, dem patriarchalisch regierten Haus der Großeltern, und Steinort, dem Stammsitz der Familie, sind eigene Abschnitte gewidmet. Das Schlußkapitel führt in die Studienzeit des Autors, die ihm eine Reihe persönlicher Begegnungen von großer Bedeutung bringt.
Geb., 286 Seiten **Best.-Nr.: 1614, € 10,-**



Wagner / Dikreiter
Ostpreußisches Panorama
28 namhafte ostpreußische Dichter und Schriftsteller haben 28 Essays voller Atmosphäre Bilder ihrer Heimat entworfen. Ganz Ostpreußen wird in dieser umfassenden Darstellung von Städten und Landschaften gegenwärtig und lebendig.
Geb., 304 Seiten **Best.-Nr.: 2379, € 14,95**

Buch der Woche

Alfred M. de Zayas
Die deutschen VERTRIEBENEN – KEINE TÄTER SONDERN OPFER
Hintergründe, Tatsachen Folgen

60 Jahre nach dem Beginn von Flucht und Vertreibung der Deutschen aus dem Osten bleibt dieses schmerzhafte Kapitel der Weltgeschichte wenig beachtet - In Amerika ist es weiterhin so gut wie unbekannt, in Deutschland und Österreich wurde es zunächst verschwiegen, dann relativiert und bagatellisiert.
Dieses Buch ist eine stark erweiterte und aktualisierte Neuausgabe der „Anmerkungen zur Vertreibung" (Kohlhammer), das ebenfalls in Englisch unter dem Titel „A Terrible Revenge" (Palgrave/Macmillan) erschienen ist. Mit neuen Dokumenten, Zeugnissen und Statistiken bereichert, beruht diese Neuausgabe auf der Auswertung einschlägiger Akten in amerikanischen, britischen, deutschen und schweizerischen Archiven, sowie auf Interviews mit vielen Politikern, Diplomaten und mit Tausenden von Vertriebenen und Verschleppten. De Zayas beschreibt die kulturellen und wissenschaftlichen Leistungen der Deutschen in Ostpreußen, im Baltikum, im Sudetenland, in Österreich-Ungarn und anderen Gebieten über die Jahrhunderte hinweg bis zur Katastrophe der Vertreibung. Die brutale Durchführung dieser „Umsiedlung" wird vor allem aus Sicht der Opfer veranschaulicht.
Geb., 247 Seiten, zahlreiche S/W-Abbildungen, Format: 15 x 23 cm
Best.-Nr.: 5070, € 19,90





Der Krieg, der viele Väter hatte
Zwei CDs
Die letzte Woche vor dem Krieg „Dieser Krieg", so Gerd Schultze-Rhonhof, „hatte viele Väter." Das vorliegende Hörbuch basiert auf dem gleichnamigen Bestseller-Sachbuch und zeichnet die dramatischen Entwicklungen der letzten Tage vor Kriegsbeginn minutiös nach: Gerd Schultze-Rhonhof zeigt in aller Deutlichkeit, was den „ersten Schüssen" des 1. September 1939 vorausgegangen ist.
2 Audio-CDs,
Laufzeit: 145 Minuten
Best.-Nr.: 5180, € 14,95

Musik aus alten Zeiten!

Die Schellack Starparade Vol. 1; CD
Joseph Schmidt, Liane Haid, Alfred Strausz, Max Mensing, Jan Kiepura, Liliane Harvey, Heinz Rühmann & Herta Feiler, u.v.m., 18 Lieder
Best.-Nr.: 4903, € 8,95

Die Schellack Starparade Vol.2; CD
Schuricke Terzett, Ilse Werner, Zarah Leander, Sven Olof Sandeberg, Marlehne Marthan, Horst Winter, Willy Fritsch, u.v.m., 18 Lieder
Best.-Nr.: 4905, € 8,95

Willi Ostermann; CD
Seine größten Erfolge, 20 Lieder
Best.-Nr.: 4904, € 8,95

Zarah Leander Vol. 1; CD
Romanze, Ich bin von Kopf bis Fuß auf Liebe eingestellt, Ich weiß nicht, warum ich es tue, Eine Freundin so goldig wie du, Die lustige Witwe, u.v.m.
Gesamtspielzeit: 59:57 Min.
Best.-Nr.: 4907, € 8,95

Zarah Leander Vol. 2; CD
Blaue Husaren, Drei Sterne sah ich scheinen, Wann wirst du mich fragen, Fatmé erzähl mir ein Märchen, Sag mir nicht „Adieu! - sag mir „Auf Wiederseh'n", u.v.m.
Gesamtspielzeit: 56:44 Min.
Best.-Nr.: 4908, € 8,95

Marika Rökk, CD
In der Nacht ist der Mensch nicht gern alleine, Musik, Musik, Musik, Es ist nur die Liebe, Ein Walzer für dich und für mich, u.v.m., 13 Lieder
Best.-Nr.: 4909, € 8,95

Lale Andersen; CD
Lili Marleen, Piloten, Drei rote Rosen, Unter der roten Laterne von St. Pauli, Unter einem Regenschirm am Abend, u.v.m., 18 Lieder
Best.-Nr.: 4910, € 8,95

Johannes Heesters; CD
Sweetheart, Amor, amor, Mein Herz müsste ein Rundfunksender sein, Man müsste Klavier spielen können, u.v.m.
14 Lieder
Best.-Nr.: 4911, € 8,95

Rudi Schuricke; CD
Man kann sein Herz nur einmal verschenken, Das blonde Käthchen, Stern von Rio, Komm doch in meine Arme, u.v.m., 16 Lieder
Best.-Nr.: 4912, € 8,95

Willy Berking; CD
Küß mich, bitte bitte küß mich, Rosamunde, Das blonde Käthchen, Hoch drob'n auf dem Berg, u.v.m.
14 Lieder
Best.-Nr.: 4913, € 8,95

Ilse Werner; CD
Wir machen Musik, Wer pfeift was, Wann wirst du wieder bei mir sein?, Die kleine Stadt will schlafen gehen, u.v.m.
12 Lieder
Best.-Nr.: 4914, € 8,95

Marta Eggert und Jan Kiepura; CD
Ich sing mein Lied heut' nur für dich, Ob blond, ob braun, ich liebe alle Frau'n!, u.v.m, Gesamtspielzeit: 42:22
Best.-Nr.. 4915, € 8,95

Willy Fritsch & Lilian Harvey; CD
Liebling, mein Herz läßt dich grüssen, An der Donau wenn der Wein blüht, Ein Freund, ein guter Freund, u.v.m.
13 Lieder
Best.-Nr.. 4917, € 8,95

Tanzorchester von Damals; CD
Marek Weber, Willy Berking, Georges Boulanger und sein Ensemble, Benny de Weille, Barnabas von Geczy, Harry James and his Music Makers, Walter Dobschinski, u.v.m, 18 Lieder
Best.-Nr.. 4919, € 8,95

Tiana Lemnitz - Sopran; CD
Arien aus: Die Hochzeit des Figaro, Die Zauberflöte, Der Freischütz, Der Troubadour, Othello, Arabella
Gesamtspielzeit: 61:47 Min.
Best.-Nr.: 4906, € 8,95

SCHNÄPPCHEN!!!



Armin Rossmeier
Die Gichtdiät
Beschwerdefrei und purinarm leben, Rezepte für jeden Tag, Einfach, wirksam und köstlich.
Geb., Spiralbindung, 140 Seiten
Best.-Nr.: 3354
jetzt nur noch € 4,95

inklusive ostpreußischer Rezepte!



Gudrun Schmidt
Heimat geht durch den Magen
Hörer erzählen von Gerichten und Geschichten. Ein Rezept-Wettbewerb der WDR-Sendung „Alte und neue Heimat".
Kart., 330 Seiten mit Illustr., 21 cm, **Best.-Nr.: 2422**
NUR € 11,00
(so lange der Vorrat reicht)

Edita Pospisil
Die Bilddiät
Schlank, satt und gesund
Bild dir dein Gewicht! Macht satt und für immer schlank!
Geb., 176 Seiten
Best.-Nr.: 3353,
NUR € 4,95

Pikante und vielseitige Kochideen mit Kohl
Es gibt wohl kaum ein Kulturgemüse, das so variantenreich und in so verschiedenen Zuchtformen auf dem Markt ist wie der Kohl. Nicht nur Witwe Bolte liebte Kohl, „besonders wenn er wieder aufgewärmt"
Geb., 96 Seiten, mit zahlr. Farbfotos, 19,5 cm **Best.-Nr.: 2754, NUR € 5,00**

Manfred Lütz
Lebenslust
Wider die Diät-Sadisten, den Gesundheitswahn und den Fitness-Kult
„Höchste Zeit, etwas gegen den Gesundheitswahn zu tun!", fand Manfred Lütz, renommierter Psychologe und begnadeter Essayist, dem in puncto Wortwitz so leicht keiner das Wasser reicht.
Geb., 208 Seiten, 22 cm
Best.-Nr.: 1902, € 14,90



Abwechslungsreiche und pikante Ideen mit Zwiebeln
Mit leckeren Lauch- und Knoblauchrezepten
Geb., 96 Seiten, mit zahlr. Farbfotos, 19,5 cm
Best.-Nr.: 2755,
NUR € 5,00



Pfiffige Ideen für leckere Pfannkuchen
Mit köstlichen Waffel- und Crepes-Rezepten
Geb., 96 Seiten, mit zahlr. Farbfotos, 19,5 cm
Best.-Nr.: 2743,
NUR € 5,00

Omas Rezepte
Landküche
Die Erinnerungen an Omas Rezepte lösen wahre Schlemmerorgien ins Gedächtnis. Die Küchenweisheiten aus Großmutters Zeiten gehören zur Familientradition und vererben sich oft nur mündlich von Generation zu Generation. Hier kommt Abhilfe.
Geb., 127 Seiten
Best.-Nr.: 3889 € 10,00

Omas Leckereien – Landküche
Mit einer Nachspeise wird jede Mahlzeit zu einem Festessen. Wer aber beherrscht noch die selbst gemachte Dessertzubereitung ohne Pulverkreationen und Fertigprodukte? Eine der schönsten Erinnerungen an die Kindheit sind zweifelsohne die köstlichen Nachtischkreationen.
Geb., 110 Seiten
Best.-Nr.: 3890 € 10,00

INTA-ELISABETH KLINGELHÖLLER

Die Trilogie.....

Ein Stück blauen Himmel und die eigene Kindheit holt Inta-Elisabeth Klingelhöller (Schwester des Wilhelm v. Gottberg) in ihrer Trilogie „Eilig liefen meine Füße" zurück. In ihren Schilderungen erzählt sie von der Kindheit auf dem Gut, der einzigartigen Landschaft Ostpreußens, der Liebe zu den Pferden und von menschlichem Miteinander auf dem Gut. Dann die dramatische Flucht im letzten Augenblick aus der geliebten Heimat und die oft kuriosen Schwierigkeiten eines Neuanfangs. Mit ihren Büchern möchte die Autorin auch jüngeren Lesern das Fenster öffnen zum besseren Verstehen der Elterngeneration.

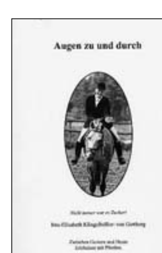
Eilig liefen meine Füße, Band 1
Lebenserinnerungen einer Ostpreußin
Kart., 209 Seiten **Best.-Nr.: 1486, € 10,50**

Eilig liefen meine Füße, Band 2
Das Leben geht weiter
Kart., 249 Seiten **Best.-Nr.: 1487, € 12,00**

Eilig liefen meine Füße, Band 3
Lebenserinnerungen einer Ostpreußin
Kart., 300 Seiten **Best.-Nr.: 1488, € 13,00**

SUPERSONDERANGEBOT!

Eilig liefen meine Füße
Alle drei Bände zusammen
Best.-Nr.: 1246 statt € 35,50 jetzt NUR € 29,99



Das aktuelle Buch

Augen zu und durch
Zwischen Gestern und Heute
Erlebnisse mit Pferden
Kart., 258 Seiten

Best.-Nr.: 3400, € 13,50

Hasso von Manteuffel
Panzerkampf im Zweiten Weltkrieg
Lebenserinnerungen
In diesem Werk wird nicht nur die Persönlichkeit dieses Soldaten mit dem Goldenen Verwundetenabzeichen gewürdigt, sondern sowohl die 7. Panzer-Division als auch die Panzergrenadier-Division vorgestellt. Aus der Feder des Generals werden die Taten und Einsätze beider Divisionen beschrieben. So erhält das Werk über einen der großen Panzerführer seine besondere Note dadurch, daß beide Divisionen in allen ihren Einsätzen dem Leser nahe gebracht werden. Dem Werk sind 24 Fotoseiten mit 35 überwiegend großformatigen Fotos beigegeben.
Geb., 256 Seiten **Best.-Nr.: 5108 € 19,80**



Matthias Schmidt
Albert Speer - Das Ende eines Mythos
Der Rüstungsminister war eine entscheidende Figur im engsten Zirkel des „Führers". Er buhlte um die Gunst des Diktators und kämpfte um die Thronfolge. Zugleich spielte er mit dem Gedanken, Hitler zu ermorden.
Vor allem aber hielt er die deutsche Rüstungsmaschinerie bis zuletzt am Laufen. Er bediente sich dazu brutaler Strukturen. Nach dem Krieg und zwanzig Jahren Haft gelang ihm das Comeback - mit einer genialen Manipulation der Geschichte. Das vorliegende Buch entlarvte erstmals Speers Lebenslüge.
TB, 272 Seiten **Best-Nr.: 5124 € 11,80**

Neu!

Udo Ulfkotte
Der Krieg im Dunkeln
Die Geschichte der großen Geheimdienste von ihrer Gründung bis heute als eine Geschichte von Höhepunkten und Niederlagen, Pannen und Skandalen, legalen und illegalen Methoden. Er zeigt, wie Agenten die Weltwirtschaft lenken, was Politiker von den Aktionen ihrer Spionageeinrichtungen wissen, wer die Agenten kontrolliert und wie die Geheimdienste zusammenarbeiten.
Ulfkotte rechnet ab mit den großen Nachrichtendiensten und zeigt, mit welchen legalen und illegalen Methoden sie Politik und Wirtschaft lenken. Das kritische Standardwerk über die großen Geheimdienste der Welt.
Geb., 384 Seiten
Best.-Nr.: 5181, € 22,90



Sonderangebot

Dieter Boenke
Verlorene Heimat, gefangene Träume
Ein Ostpreuße erinnert sich an Kindheit, Kriegsjahre und Gefangenschaft, Ostpreußens Schönheit und seine unverwechselbaren Charaktere scheinen auf charmante, manchmal wehmütige Weise durch, wenn Dieter Boenke von Kindheit und Jugend in der alten Heimat, von den Kriegsjahren und der Zeit der Gefangenschaft erzählt.
Broschiert, 272 Seiten

Best.-Nr.: 1296
statt € 12,90 **NUR € 5,99**

Bitte Bestellschein ausfüllen und senden an: PREUSSISCHER MEDIENDIENST
Parkallee 86 · 20144 Hamburg · Telefax 040 / 41 40 08 58 · Telefon 040 / 41 40 08 27
E-Mail: info@preussischer-mediendienst.de · Internet: www.preussischer-mediendienst.de

Best.-Nr.	Menge	Titel	Preis

Lieferung gegen Rechnung, Versandkostenpauschale € 4. / Auslandslieferung gegen Vorkasse, es werden die tatsächlich entstehenden Portogebühren berechnet. Videofilme, CDs, DVDs und MCs sind vom Umtausch ausgeschlossen.

☐ Bitte senden Sie mir den aktuellen Katalog zu.

Vorname: Name:

Straße, Nr.:

PLZ, Ort: Telefon:

MELDUNGEN

EU-Hilfen: Besorgter Anruf aus Ramallah

Ramallah – Unmittelbar nach dem Wahlsieg der radikalislamischen Hamas bei den Palästina-Wahlen klingelte bei EU-Chefaußenpolitiker Javier Solana in Brüssel das Telefon: Ein hochrangiger Vertreter der palästinensischen Autonomiebehörde teilte ihm mit, er sei besorgt über mögliche Kürzungen der jährlich 250 Millionen Euro umfassenden EU-Hilfen. Bereits die Auszahlung der Februargehälter der 138000 Angestellten der Autonomiebehörde sei in Gefahr, räumte der Anrufer gegenüber Solana ein.

Die Autonomiebehörde ist zuständig für 3,6 Million Einwohner im Gaza-Streifen und in den übrigen Palästinensergebieten. Die EU unterstützt mit ihren Zahlungen auch die Ausbildung der 58000 palästinensischen Polizisten. Brüssel hat noch keine Entscheidung über etwaige Mittelkürzungen getroffen.

Für die Abwahl der alten Fatah-Führung machen Nahost-Experten auch die Enttäuschung über die verbreitete Korruption in der Partei des verstorbenen Jassir Arafat verantwortlich.

ZUR PERSON

Stimme der Hamas



Er ist die Stimme der neuen Autonomiebehörde Palästinas: Hamas-Sprecher **Muschir al-Masri**. In einem Flüchtlingslager ließ sich der frisch gewählte Abgeordnete der Palästinensischen Volksvertretung bereits vor einem Meer grüner Fahnen feiern.

Als Sieger in seinem Wahlkreis im nördlichen Gazastreifen demonstriert al-Masri gern die Einheit mit seinen Landsleuten – die Gefahr eines Bürgerkriegs mit der Fatah spielte er vor der Wahl herunter: „Wir sind gekommen, um eine neue Phase der politischen Partnerschaft und Einheit einzuläuten."

Gegenüber Israel setzen er und die Hamas-Regierung allerdings nicht auf Kompromisse: „Unsere Kämpfer behalten ihren Finger bis zum Ende der israelischen Besatzung am Abzug." Als „Erpressung des palästinensischen Volkes" bezeichnete er die internationale Forderung nach Anerkennung des Staates Israel. Ein „offener Krieg" sei das Verhältnis zu Israel, sagte der Hamas-Sprecher 2003.

Zuständig war al-Masri bisher für Aufmärsche bewaffneter Hamas-Kräfte, bei denen er die Befreiung Jerusalems und die vollständige Befreiung Palästinas forderte. Auflagen gegenüber Hamas und der neuen Palästinenserführung könnten jeden Fortschritt vereiteln, so al-Masri diese Woche. Der Westen solle im Nahost-Konflikt „nicht mit zweierlei Maßstäben" messen.

In der Vergangenheit war es regelmäßig al-Masri, der im Namen der Hamas Vergeltungsaktionen für die Attacken der israelische Streitkräfte ankündigte.



Pausen-Pflicht-Predigt der Missionsschwestern aus dem Regierungsviertel Zeichnung: Götz Wiedenroth

Ausgerechnet Deutsch

Die erschreckenden Vorgänge auf einem Berliner Schulhof erschüttern die Republik: Ist »es« schon wieder soweit? / Der Wochenrückblick mit Hans Heckel

Vom Nachbarn Frankreich ist in den Jahrhunderten viel Hilfreiches zu uns herübergeschwappt. Leckere Sachen zum Essen oder die Hugenotten oder auch allerlei grazile Lehnwörter, die wir heute nicht mehr missen möchten. Ohne das Wort „bizarr" wüßten wir immer öfter gar nicht, was wir sagen sollten. Zum derzeit tobenden Schulhofsprachenstreit fällt einem außer „bizarr" minutenlang nichts ein.

Um klarer zu sehen, drehen wir die Geschichte erst einmal auf den Anfang zurück. Vor über einem Jahr war es, da bemerkten die Schüler einer Realschule in Berlin-Wedding mit 90prozentigem Ausländeranteil, daß sie sich reichlich wenig zu erzählen haben auf dem Schulhof, weil sie einander ihrer vielen Sprachen wegen nicht verstanden. Ganz schön langweilig! Da sie offenbar nicht zu jenen Jugendlichen gehören wollten, die das Sprachdefizit mittels „nonverbaler Kommunikation" (vulgo: Schlägerei) ausgleichen, ersannen sie Abhilfe: Eine Sprache für alle mußte her.

Bis hierhin ging alles gut und keiner hatte etwas auszusetzen. Hätten sich die ahnungslosen Schüler auf Englisch geeinigt, wären sie gelobt worden für ihre „offensive Antwort auf die Herausforderungen der Globalisierung". Redeten sie künftig alle Türkisch miteinander, sprängen die Zeitungen von Istanbul bis zur persischen Grenze im Dreieck vor Begeisterung und Claudia Roth wäre vielleicht sogar höchstpersönlich vorbeigekommen, um den Realschülern zu ihrem Beitrag für die Fortentwicklung der Bundesrepublik zur Multikulturellen Gesellschaft zu gratulieren.

Sie einigten sich aber auf – Deutsch! Das Reizwort war gefallen, das auf der politischen Bühne des Landes regelmäßig wirkt wie glühende Nadeln unter der Haut. Große Teile der diskutierenden Klasse befällt bei der Erwähnung des Wortes „Deutsch" die Panik, man könnte ihnen später vorwerfen, „geschwiegen zu haben" wie „damals". „Geschwiegen" oder „zu spät reagiert zu haben" ist ein politisches Todesurteil, weshalb wir alle immerzu ein wenig nervös sind und umgehend drauflosmahnen, wenn es auch nur sein könnte, daß es paßt. Daß Claudia Roth die erste war, die „das Schweigen brach", hatten wir bereits berichtet. Das hat niemanden überrascht. In der hohen Zeit der Lichterketten wäre es für die anderen nun darauf angekommen, die Grünenchefin mit möglichst apokalyptischen Auswürfen noch zu übertreffen, um auch ins Rampenlicht zu gelangen.

Die Nordelbische Kirche wähnt sich noch immer in der Lichterkettenära. Synodenpräsident Hans-Peter Strenge warnte daher düster vor dem Deutschsprechbeschluß der Berliner Schüler: „Da ist es nicht mehr weit zu: ‚Wir kaufen nur bei Deutschen!'" Zack! Mit fester Hand zog der Kirchenchef eine gerade Linie von den Weddinger Realschülern zu Hitlers SA. Sensibilisiert wie wir sind, können wir dem Mann nur eine bewundernswerte Wachsamkeit attestieren (statt, wie in dumpfer Vorzeit nach solchen Äußerungen üblich, uns nach der Temperatur seines Badewassers zu erkundigen). Gewiß hört er auch Stimmen und Schritte in seinem Haus, die den ignoranten Mitbewohnern völlig entgehen.

> Synodenpräsident warnt: Wo Deutsch gesprochen wird, da ist die SA nicht mehr weit!

Nun hätte sich eigentlich eine wunderbare Zeit für Herrn Strenge und Frau Roth anschließen müssen, in der sie in Talkshows und „Expertenrunden" unter der gebannten Anteilnahme einer verschüchterten Zuhörerschaft darüber hätten fabulieren können, ob „es" schon wieder soweit sei und wo die „Zivilgesellschaft versagt hat".

Doch plötzlich geschah etwas, was vor wenigen Jahren undenkbar war: Die breite Öffentlichkeit hatte gar keinen Appetit mehr auf Empörung und Ermahnung und fragte spröde nach, worüber man sich denn aufrege: Die Schüler haben das mit dem Deutschsprechen doch selber beschlossen? Der Versuch, den jungen Leuten einzutrichtern, daß hinterhältige Deutschnationale ihnen den Entschluß eingetrichtert hätten, zerschellte an den nüchternen Entgegnungen des türkischstämmigen Schülersprechers: „Wir brauchen die deutsche Sprache. Wir wollen unseren Realschulabschluß, und wenn wir eine Lehrstelle finden oder das Abitur machen wollen, dann müssen wir gut Deutsch sprechen."

Das also kommt heraus, wenn man es 17jährigen Schnöseln überläßt, ihre Sache selber in die Hand zu nehmen, statt dies anerkannten Interessenvertretern zu überlassen, die das besser und vor allem viel soziologischer können als sie. Die Interessenvertreter lassen jedoch nicht locker und forschten nun nach der „verdeckten Diskriminierung", die hinter dem Unerklärlichen stecken muß. Sehr entgegenkommend wäre es gewesen, wenn sich die Schüler irgendwelche Strafen für Sprachverstöße ausgedacht hätten. Da würde man sie dann vor aller Welt festmachen können, die Diskriminierung. Deshalb verlegten sie die Diskussion nach den ersten Enttäuschungen auch geschwind auf die Frage, wie man das Deutschsprechen denn „durchsetzen" wolle. Nur ein einziger töffeliger Hamburger CDU-Politiker machte ihnen daraufhin den Deppen und bellte: „Den Schulhof fegen!" In Ketten am besten, würde Synodenpräsident Strenge jetzt gern noch gehört haben, um für seine SA-Predigt eine zweite Chance zu erhalten.

Abermals waren es die Weddinger Schüler, die alles vermasselten. Auf die Frage nach Strafen zuckten sie bloß mit den Schultern. „Wieso Strafen? Es halten sich eben alle dran und basta", hieß es sinngemäß.

Es war zum Haareraufen! Frustriert vom völlig unbefriedigenden Verlauf der Affäre, die partout keine werden wollte, zogen sich etliche Schulpolitiker und andere Berufene darauf zurück, pfiffige Leimruten auszulegen, etwa mit dem guten Rat, statt auf dem Schulhof Deutsch zu verlangen sollte man die Sprache lieber schon im Vorschulalter verabreichen. Die naheliegende Rückfrage, was ein 16- oder 17jähriger Realschüler mit dieser Empfehlung anfangen soll, stellte zu ihrem Glück niemand.

Doch es half nichts, alles Gezeter vepuffte. Unser Land hat sich verändert. Der „interkulturelle Dialog" hat merkwürdige Formen angenommen, man könnte fast sagen: Er findet statt, auf deutsch. Auf einem Schulhof im Wedding. Ganz ohne fachliche Betreuung. Es wird lange dauern, bis wir uns daran gewöhnt haben.

Wir hatten uns schließlich darauf geeinigt, daß es weder Leitsprache noch -kultur geben dürfe, sondern lediglich westliche Werte wie die Meiungsfreiheit etwa, an die man sich zu halten habe, und schon sei man „integriert". Die Dänen sind sehr stolz auf die Meinungsfreiheit in ihrem Lande und versäumen es nicht, diesen Sachverhalt des öfteren ins Gespräch zu bringen. Diese Freiheit sei den Dänen ein teures Gut.

Wie teuer, wurde nicht verraten. Die islamische Weltgemeinde hat dies dazu animiert, den Preis auszuloten. Sie brauchte nicht lange, was uns nicht weiter verwundert hat. Erstaunt waren wir nur, als sich erwies, daß der Preis des dänischen Stolzes tatsächlich in Geld besteht! Man ist ja immer überrascht, wenn sich die Wahrheit viel banaler zeigt als lange angenommen.

Erst als eine Reihe islamischer Länder begann, dänische Produkte wegen der Mohammedbilder in der Zeitung „Jyllands-Posten" zu boykottieren, überschlugen sich die Nachbarn in Beteuerungen ihres Bedauerns, Gefühle verletzt zu haben, nachdem sie bis dahin alle Schimpfkanonaden mit dem stoischen Hinweis pariert hatten, daß bei ihnen „Meinungsfreiheit" herrsche und sich da niemand einzumischen habe.

Zwar betonen die Dänen, daß diese Freiheit unversehrt fortbestehe. Hinter den Bekundungen des Bedauerns blinzelt indes das Versprechen hervor, es nie wieder zu tun. Die Schere wandert vom Finger in den Kopf: Wer sowieso nur sagt, was er auch sagen darf, der merkt die Einschränkung gar nicht. So bleibt die dänische Presse trotz allem frei wie ein Vogel – sie macht gewisse Sache nur eben nicht mehr – „freiwillig".

ZITATE

*David J. Michaels, ein Mitarbeiter der **jüdischen Organisation B'nai B'rith** in Washington, der 2003 ein Praktikum im Außenamt in Berlin absolvierte, **mahnt** in der „Frankfurter Allgemeinen" vom 27. Januar:*

„... wenn Juden für die Gesten der Versöhnung, die ihnen Deutschland entgegenbringt, nicht mehr Anerkennung zeigen, könnte der Schmerz und das Pflichtgefühl, die junge Deutsche im Gedenken an den Holocaust empfinden, der Verbitterung weichen."

*Die in Berlin lebende **US-Philosophin Susan Neiman** wird im „Focus" vom 30. Januar mit einer **nachdenklich** stimmenden Aussage zitiert:*

„Die Deutschen sind das einzige Volk, das meint, in den Augen der anderen Völker weniger beliebt zu sein, als es in Wahrheit ist. Alle anderen halten sich für beliebter, als sie es tatsächlich sind."

*„Der Neue Tag" (Weiden) vom 30. Januar erinnert daran, daß die **Hamas** durch die vom Westen so lange geforderten **demokratische Wahlen** an die Macht gekommen ist:*

„Wenn jetzt trotz des westlichen Plädoyers für Demokratisierung in der arabischen Welt signalisiert wird: ‚Uups, ihr seid nicht gemeint gewesen', verlängert sich die Liste mit jenen Taten, die in den Augen der arabischen Öffentlichkeit belegen, daß der Westen, allen voran die USA, aber auch Europa kein wirkliches Interesse an einer Demokratisierung haben. Sondern daß es Washington, Brüssel und Co. nur darum geht, ihren Einfluß durchzusetzen."

*Die „Süddeutsche Zeitung" (30. Januar) macht sich **Sorgen um die** Stellung der **SPD** in der Koalition:*

„Die SPD verbrennt – und für ihre Wärme dankt man allentalben der Union."

In Gammelzeiten

Die Jäger gehen auf die Pirsch,
um Wildschwein, Hase, Reh und Hirsch,
die erst sie trefflich hegen,
am Ende zu erlegen.

Das Fleisch von Wildschwein, Hirsch und Co.
macht Gaumen, Herz und Lenden froh –
drum kommt es in den Handel,
und dort beginnt der Wandel:

Für Wildschwein, Hase, Hirsch und Reh
– zerhackt, verpackt, o jemine –
wird platterdings ein Datum
zum Schicksal oder Fatum.

Denn wie die Zeit im Sauseschritt
so laufen kleine Wesen mit
in Wildschwein, Hirsch und Hase,
zum Hohn für Aug' und Nase!

Doch mittlerweile fast schon Brauch,
vergammelt vieles andre auch:
Bei Mores oder Sitten
ist dies wohl unbestritten.

Und Fleisch, trotz Ablauf im Regal,
ist wie manch Bock und Schwein zumal,
die stur auf Sesseln kleben –
in Gammelzeiten eben.

Pannonicus